



kalmenzone
literaturzeitschrift

ISSN 2196 – 3835

Heft 4 • April 2014

mit Beiträgen von

**Harald Hartung • Stephan Weidt • Martin Schlemmer •
Cornelius van Alsum • Michael Hillen • Doris Weirich •
Ulrich Bergmann**

Inhalt von Heft 4 (2014)

editorial	3
Harald Hartung <i>DREI GEDICHTE</i>	5
Stephan Weidt <i>ZITRONENGELB</i>	7
<i>FÜR BESCHLEUNIGUNG KEINE ZEIT</i> Martin Schlemmer im Gespräch mit Philipp Blom	11
äquatoriale bibliothek	
<i>SIMON VESTDIJK: DAS FÜNFTE SIEGEL</i> besprochen von Cornelius van Alsum	17
themenschwerpunkt Beichten	
James Joyce <i>EINE BEICHTE</i>	21
<i>AUCH EINE FRAGE AN DEN HEILIGEN GEIST</i> Interview mit Professor Christian Oeyen	23
Dante Alighieri <i>DIE BEICHTE DES DICHTERS</i> (übersetzt von Philaethes)	31
Michael Hillen <i>VIER GEDICHTE</i>	35
Doris Weirich <i>DAS BEICHTSAKRAMENT IN STEFAN ANDRES' „WIR SIND UTOPIA“</i>	37
Friedrich Schiller <i>DIE BEICHTE MARIA STUARTS</i>	43
die böe zum schluß	
Ulrich Bergmann <i>DAS ENDE</i>	47

Heft 5 der **kalmenzone** erscheint im 2. Jahresdrittel 2014. Themenschwerpunkt: Übersetzen.

„To receive that call, Stephen, said the priest, is the greatest honour that the Almighty God can bestow upon a man. No king or emperor on this earth has the power of the priest of God. No angel or archangel in heaven, no saint, not even the Blessed Virgin herself has the power of a priest of God: the power of the keys, the power to bind and to loose from sin, the power of exorcism, the power to cast out from the creatures of God the evil spirits that have power over them, the power, the authority, to make the great God of Heaven come down upon the altar and take the form of bread and wine. What an awful power, Stephen!“

Mit diesen eindrücklichen Worten wird dem jungen Stephen Dedalus, Alter Ego des Autors und Hauptperson von James Joyces Roman „A Portrait of the Artist as a Young Man“, die römisch-katholische Lehre von Würde und Macht des Weihepriestertums vor Augen gestellt, zu dem, so vermutet es Stephens priesterlicher Gesprächspartner um die Jahrhundertwende, auch er berufen sei (Textausgabe wie unten S. 22, hier Kapitel 4, S. 183). Die Binde- und Lösegewalt und damit die – im einzelnen noch näher geregelte – Befugnis, Beichten zu hören und von Sünden loszusprechen, ist nur ein Teil der „awful power“ des Priesters, wie sie dem jungen Mann hier in glühenden Farben ausgemalt wird. Aber im Unterschied zum Exorzismus, der übrigens kein priesterliches Vorrecht darstellt, und zur Feier der Eucharistie rühren Beichtväter, ob sie wollen oder nicht, bei der Spendung des Bußsakramentes auch an die Gewissensnöte und Regelverstöße des Alltagslebens. Nimmt man noch hinzu, daß bis vor wenigen Jahrzehnten erhebliche soziale Konsequenzen daran gebunden waren, wenn Katholiken mangels sakramentaler Losprechung nicht die Kommunion empfangen konnten, so wird deutlich, wie sehr die Beichte in das Leben einer konfessionell bestimmten Gesellschaft eingriff.

Bis ins 19. Jahrhundert hinein galt dies, mit gewissen Unterschieden in Dogmatik und Ritual, auch für das Luthertum, dessen Urheber die Ohrenbeichte sehr geschätzt hatte. Zeugnis davon geben, heute oftmals unbemerkt, zahlreiche erhaltene evangelische Beichtstühle. Alexander Wieckowski hat dies in seinem Buch „Evangelische Beichtstühle in Sachsen“ (Sax-Verlag, Beucha 2005) vor einigen Jahren herausgearbeitet. Freilich ist die Bußdisziplin, die im übrigen auch in außerchristlichen Religionen nicht fehlt, in keiner christlichen Konfession dogmatisch und kirchenrechtlich so sehr entfaltet worden wie in der römischen Kirche: Als Meilenstein können die Bestimmungen des Vierten Laterankonzils von 1215 gelten, durch welche die Pflicht zur jährlichen Beichte in der westlichen Kirche allgemein vorgeschrieben wurde. Kein Wunder also, daß Haß und Liebe sich vor allem an der k a t h o l i s c h e n Beichte entzündeten, daß vor allem diese Gestalt der Buße auch immer wieder die Künstler angeregt hat.

Das konnte sich, das Beispiel Joyce zeigt es, in der Abwendung von der Religion der Kindheit vollziehen. Denkbar ist aber auch ein emphatisch bejahendes Verhältnis zum Bußsakrament (bei allen Freiheiten in der dichterischen Gestaltung eines jenseitigen Läuterungsaktes dürfte dies auf Dante Alighieri zutreffen) oder auch eine respektvolle Außensicht, wie sie der Protestant Friedrich Schiller in der Beichte seiner tragischen Heldin Maria Stuart zum Ausdruck gebracht hat. Damit schließt der Schwerpunktteil dieses Heftes drei klassische Beichtszenen im Wortlaut ein. Kritische Sympathie eines katholisch geprägten modernen Schriftstellers bekundet sich in Stefan Andres' „Wir sind Utopia“: Zur Sprache kommt die Möglichkeit einer Lebenswende noch im letzten Moment ebenso wie eine Kasuistik der Beichtpraxis, die Gefahr läuft, das Wesentliche zu verfehlen. Doris Weirichs Aufsatz über Andres' Novelle bringt dem Leser beide Aspekte nahe. Der Beitrag informiert zusammen mit dem Interview, das der Hrsg. mit Professor Christian Oeyen über Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Beichte führen konnte, auch über die dogmatischen und kirchenrechtlichen Hintergründe. Michael Hillens Gedichte wiederum gestalten das Thema „Beichten“ in einem allgemeineren Sinne, dem eines Geständnisses oder einer Preisgabe.

Der Hrsg. ist sich bewußt, mit diesem Heft keineswegs eine umfassende Behandlung der Thematik vorzulegen, doch dürfte das im Rahmen einer Literaturzeitschrift einigermaßen in Ordnung gehen und mag auch als Anregung für die weitere Beschäftigung dienen. Für die meisten Zeitgenossen gehört die religiöse Beichte – und zumal das römisch-katholische Bußinstitut mit den Bestandteilen Gewissenserforschung, Reue, Vorsatz zur Besserung, Bekenntnis vor einem Priester und Wiedergutmachung – nicht oder nicht mehr zum vertrauten Lebenskreis, doch hat das Beichten im weiteren Sinne Anteil an fast jeder Biographie. Im übrigen ist die traditionelle Beichte auch in dem, was an ihr historisch geworden ist, noch präsent. Das äußert sich etwa in dem Eifer, mit dem Klischeevorstellungen über die Beichte, das Geschehen im Beichtstuhl usw. fortgeschrieben werden; man sieht es aber, in ganz anderer Weise, auch an den zahlreichen Nepomukfiguren, die insbesondere auf Brücken in traditionell katholischen Gegenden an den Märtyrer des Beichtgeheimnisses erinnern. Der Legende nach starb Johannes Nepomuk († 1393), weil er gegenüber dem böhmischen König Wenzel als Beichtvater der Königin auf seinem Schweigen beharrte. Man mag darin, unabhängig vom eigenen religiösen Standpunkt und sogar unabhängig vom historischen Hergang des „Falles Nepomuk“, auch etwas von der „awful power“ des Beichtvaters wahrnehmen, die ihren Sachwalter durchaus gefährden kann.

Einmal mehr dankt der Hrsg. herzlich allen Personen und Institutionen, die mit Texten und Abbildungen zum vorliegenden Heft beigetragen haben, sowohl zum Themenschwerpunkt wie zum freien Teil. Ebenso herzlich dankt er Herrn Pfr. Alexander Wieckowski für den Hinweis auf die Wittenberger Altartafel (S. 26), der Stefan-Andres-Gesellschaft für ihre Vermittlung des Beitrags über „Wir sind Utopia“ und Philipp Blom sowie Christian Oeyen für ihre Gesprächsbereitschaft und die Zeit, die sie sich für das jeweilige Interview genommen haben.

Bonn, 17. April 2014

Cornelius van Alsum

Harald Hartung

DREI GEDICHTE

VORSTADT VON SANA'A

Die Burschen musterten mich
ließen den Krummdolch sehn
Die Kalaschnikows Gott!
schienen zum Schuß bereit

Einer lachte der lachte
meckernd daß es mich schüttelte

IN DEN BLUMEN AM BALKON

Auf dem Gehsteig jemand
der unser Haus fotografiert
Die Einbrüche häufen sich

Am Balkon der alte Mann
in den Blumen: das bin ich

Ich hole mein Gewehr aus dem Schrank
Sofort verschwindet der Kerl
aus meinem Gedicht

TEE-GEDICHT

Ich wärme meine Schreibhand
am jadegrünen Töpfchen
und warte daß der Duft aufsteigt
Jetzt könnte ich trinken

Dies ist die fünfte Zeile
und der Tee? Der Tee ist kalt

HARALD HARTUNG, geb. 1932 als Sohn eines Bergmanns in Herne, lebt in Berlin, wo er bis 1998 Literaturprofessor an der TU war. Er ist Lyriker, Essayist und Kritiker, v. a. für die FAZ. Zahlreiche Auszeichnungen, u. a. mit dem Merck-Preis (2009) und dem Literaturpreis Ruhr (2012). Als selbständige Veröffentlichungen sind zuletzt erschienen: Wintermalerei. Gedichte; Der Tag vor dem Abend. Aufzeichnungen; Die Launen der Poesie. Deutsche und internationale Lyrik seit 1980 (Wallstein Verlag, Göttingen 2010, 2012 und 2014).

Unter den etwa zwanzig Leuten, die sich im Foyer des Pflegeheims eingefunden hatten, war Gregor der einzige, dessen Alter die vierzig nicht überschritten hatte. Seine Mutter – unter den Anwesenden mit ihren 75 vergleichsweise jung – hatte, als sie beide das Foyer betraten, seinen Arm genommen, wie die Braut den Arm des Bräutigamvaters, bevor beide durch den Mittelgang auf den Altar zuschreiten. Aber sie trug nur ein einfaches cremefarbenes Kostüm. Das Kostüm stand ihr gut und hielt sie, ohne dass sie sonst etwas dazu tun musste, auf Abstand zu den anderen, ganz besonders zu der noch jungen Frau, die sich als Frau Holbein vorstellte, Mitarbeiterin der Caritas. Frau Holbein, in Jeans und am Rücken bunt bestickter Cordjacke, begrüßte die Anwesenden, während Herr Meyer, Mitarbeiter des Architekturbüros, seinen Blick von einem Paar zum nächsten wandern ließ, vielleicht aus natürlicher Neugier, vielleicht um sich zu vergewissern, dass der Einladung auch tatsächlich nur Menschen gefolgt waren, für die es ernsthaft in Frage kam, eine der Wohnungen des neugebauten Heims zu mieten.

Der Name, so kam es Gregor vor, passte nicht zu ihm. Mit dem sympathisch schmal geschnittenen, sensiblen Gesicht, dem kurzgeschnittenen grauen Haar und der Silberbrille sah Meyer aus wie ein Uni-Dozent für Pädagogik, die Pilotenweste in Olivgrün über dem geriffelten anthrazitfarbenen Pullover mit Halsreißverschluss setzte einen Akzent von jugendlicher Unbeschwertheit.

Er müsse, wandte sich Meyer an die Umstehenden, darauf hinweisen, dass sie gleich eine Baustelle beträten. Die Wohnungen seien ja erst ab Juli bezugsfertig, jetzt lägen noch überall Kabel herum, und es sei noch nicht alles ganz eben. „Ich bitte Sie einfach, ein bisschen auf sich aufzupassen.“

Frau Holbein nickte dazu und lächelte.

„Wer von Ihnen hat denn jetzt noch keine Unterlagen bekommen?“

Gregor kannte die Papiere bereits. Es handelte sich um Verträge und Grundrisse, die er eingehend studiert und dann seiner Mutter bei seinem letzten Besuch mitgebracht hatte. Ein ganzes Wochenende hatte er bei ihr verbracht, im Dorf, alleine, Petra war in der Stadt geblieben, sie und seine Mutter verstanden sich nicht. Gregor hatte gehofft, dass sich das nach dem Tod seines Vaters ändern würde, er hatte wohl angenommen, dass die Erschütterung über diesen Tod auch Petra erfassen und gegenüber seiner Mutter freundlicher stimmen würde, und zunächst, vor allem am Tag der Beerdigung, hatte es auch so ausgesehen, aber in den Wochen darauf war ihm nach und nach klar geworden, dass er sich getäuscht hatte.

„Gut“, sagte Frau Holbein, „das Exposé können Sie ja zuhause noch einmal gründlich studieren. Haben Sie im Moment irgendwelche Fragen?“

Es waren ausschließlich Frauen, die jetzt den Finger hoben. Eine erkundigte sich, ob denn die Duschen Kabinen oder Vorhänge hätten, eine andere wollte wissen, wie das mit dem Wäschewaschen sei.

Herr Meyer gab in seiner zurückhaltenden und sachlichen Art Auskunft. Als niemand mehr eine Frage hatte, erklärte Frau Holbein, dass sie das Gebäude jetzt verlassen und an der Hinterseite hinauf zur Straße gehen würden, um von dort den Neubau zu betreten.

Sie und der Architekt gingen voran, die Gruppe der etwa zwanzig alten Menschen folgte, Gregor nickte seiner Mutter mit der Andeutung eines Lächelns zu. Sie behielt, indem sie ihm den Blick zuwandte, einen Ausdruck bei, den er schon seit einigen Minuten an ihr wahrnahm. In diesem Gesicht, das, was Falten und Hautbeschaffenheit anging, alt, in seinem Ausdruck aber immer noch jung war, so jung, als gehörte es der trotzig dreinblickenden Jugendlichen, die Gregor von alten, sepiafarbenen Fotos kannte, in diesem Gesicht wirkte das Lächeln, ein Lächeln bei ge-

geschlossenen Lippen, wie von einem starken Willen festgehalten. Zugleich blickten ihn ihre Augen grau und merkwürdig hell an, es war nur ein Moment, buchstäblich ein Augenblick, im nächsten schon war Gregor mit anderen Eindrücken beschäftigt.

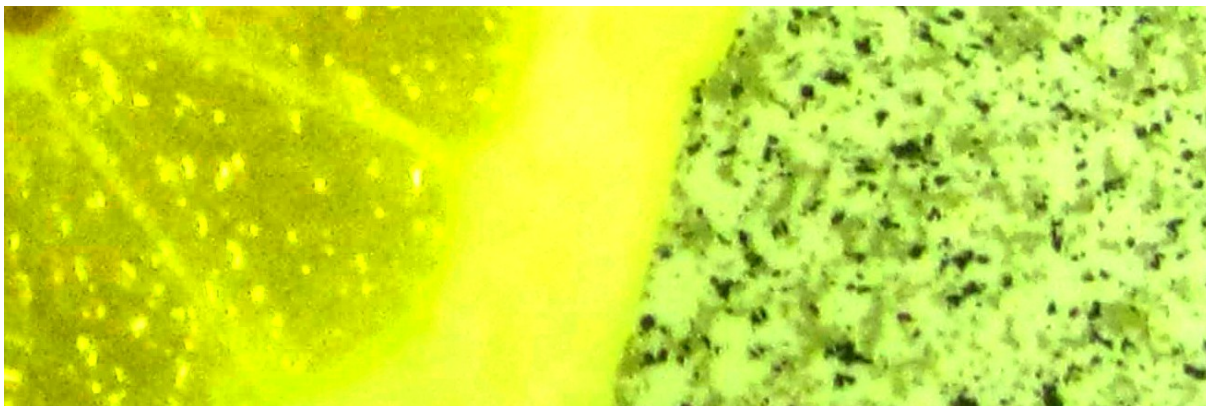
Die Gruppe ging einen geschwungenen Plattenweg an der Hinterseite des alten Heims entlang, um von der Straße, der Stirnseite aus in den Neubau zu gelangen. Zwischen Schotter- und Erdhügeln ragte die Schaufel eines Baggers empor, Plastikrohre lagen herum ...

Das Treppenhaus, erklärte Meyer, war aus Andechser Dolomit gemacht, Gregor fiel auf, dass das Geländer noch nicht lackiert war, im Laubengang, von dem die Wohnungen abgingen, lag ein offener Kabelstrang. Durch die Fenster sah er mit Klebestreifen verklebte Toiletten, aus den Wänden ragten offene Hähne. Zur anderen Seite hatte man einen schönen Blick auf das südliche Stadtgebiet, das Schloss, eine nahegelegene Kirche.

Die Wohnungen, die sich alle im fünften und sechsten Stock des Hauses befanden, waren unterschiedlich groß, aber in der Ausstattung identisch. Alle hatten Balkon oder Terrasse. Die Luft war stickig, es roch nach Farben, Gregor fühlte sich benommen. Er warf von der Seite einen Blick auf seine Mutter, die dem Architekten aufmerksam zuhörte. Aber in ihrem Blick entdeckte Gregor wieder jene beunruhigende Helligkeit, die er vor einigen Minuten schon einmal darin wahrgenommen hatte.

Herr Meyer erklärte gerade, dass die Fläche der Terrasse zur Hälfte auf die Quadratmeterzahl der jeweiligen Wohnung angerechnet werde. Gregor entdeckte an seiner Mutter keine Anzeichen von Müdigkeit. Schon als er sie im Zimmer des kleinen Hotels, das sich bei ihnen um die Ecke befand, abgeholt hatte, hatte sie ihn beschämt. Fertig angezogen und frisch frisiert hatte sie ihm die Tür geöffnet, und sie war bereits so wach gewesen, wie er es überhaupt nur in seltenen Momenten war. Und auch jetzt war er es, der in kürzer werdenden Abständen hinter vorgehaltener Hand gähnte, wobei er sich große Mühe gab, das niemanden merken zu lassen, er strich sich mit der Hand über das Gesicht, als ob es nur darum ginge: Angestellter, im besten Alter, mitten im Leben stehend und deshalb abgekämpft, aber durchaus willens, sich zusammenzunehmen, deshalb diese Geste. Immer schon hatte er sich mit Gesten über die Verlegenheit hinweggeholfen, die ihn in fast jeder Situation befiel. Ein skeptisches Heben der linken Augenbraue; Daumen und Zeigefinger, die den Nasensattel rieben, als ob sich dort die Druckstellen einer Brille befänden (Gregor trug keine Brille!); ein flüchtiges Streichen der Fingerkuppen über die Stirn, als ob er sich den Schweiß wegwischen wollte (Gregor schwitzte in Wahrheit nur wenig). Er wusste nicht, wie er anderen Menschen begegnen sollte ohne die Ausdrücklichkeit, die ihm diese Gesten gestatteten. Die Alternative bestand darin, sich umzudrehen und zu gehen, aber Gregor hielt stand. Er hielt stand, obwohl er bemerkte, dass die Situation ihm entglitt. Er hörte schon nicht mehr zu. Während Meyer redete, ließ er den Blick über die hellbeigen Böden schweifen, die hell kieferbraunen Türen, die weißgestrichenen Wände und die Decke, aus der allenthalben Kabel hingen. Die Fensterrahmen waren auberginefarben, die Badezimmer weiß gekachelt, dazwischen bildeten orangene und gelbe Kacheln einfache Muster. „... zwei Rauchmelder, im Schlafzimmer und im Wohnzimmer, zwei Notschalter, im Bad und im Wohnzimmer ...“ Nachfrage: „Im Schlafzimmer gibt es keinen Notschalter?“ – „Nein“, sagte Meyer, „dort nicht.“ – „Und wenn man aus dem Bett fällt?“ Die alten Leute murmelten zustimmend, vereinzelt lachte jemand. Meyer tat zunächst, als ob er die Frage nicht gehört hätte. Frau Holbein lächelte. „Es gibt“, sagte Meyer plötzlich, „im Schlafzimmer zwar keinen Notschalter, aber dafür einen Fernsehanschluss.“ Allgemeines Gelächter. Gregor bewunderte Meyer. Der verzog das Gesicht nicht und hatte so ruhig und sachlich gesprochen, als ob ihm gar nicht bewusst wäre, dass er so etwas wie einen Witz gemacht hatte.

Gregor hatte das Gefühl, genug gesehen zu haben. Das berührte ihn peinlich. Schließlich war er es gewesen, der seiner Mutter vorgeschlagen hatte, gemeinsam an dieser Besichtigung teilzunehmen. Nur um jetzt festzustellen, dass er keine Möglichkeit sah, zu entscheiden, ob das, was ihm hier vorgeführt wurde, seiner Erwartung entsprach oder nicht. Was zweifellos daran lag, dass er überhaupt keine bestimmte Erwartung hatte.



„Ist dir nicht gut?“

Gregor erschrak. „Mir? Wieso? Nein, alles in Ordnung.“ Er lächelte. „Ich hatte nur einen Moment über etwas nachgedacht.“

Seine Mutter nickte. Wenn die Helligkeit ihres Blicks Unruhe oder sogar Verzweiflung verraten hatte, dann war davon in diesem Moment jedenfalls nichts zu spüren.

„Ja, ich denke auch nach.“

Er sah sie von der Seite an.

Im Gegensatz zu ihm hatte seine Mutter immer ganz genau gewusst, was sie wollte. Betrat man mit ihr ein fremdes Zimmer, dann war sie imstande, ihrem Mann, Gregors Vater, zuzuflüstern, dass der Tisch dort vor dem Fenster störe, wie man denn nur dort einen Tisch – und dann noch diesen Tisch – hinstellen könne, und überhaupt hätten diese Leute keine Ahnung, was schön sei, sonst würden sie nicht ... usw. Übernachteten sie während einer Reise in einem Hotel, hatte sie manchmal dramatische Erstickungsanfälle, und wenn man sie dann fragte, ob man das Fenster öffnen solle, konnte sie mit knappem Atem hervorstoßen: „Die Möbel stehen so eng!“

Gregor hatte keinen Zweifel, dass sich auch jetzt in seiner Mutter ein Urteil von großer Entschiedenheit vorbereitete; merkwürdig daran war nur, dass es solange dauerte.

Tatsächlich hatte sie ihrer knappen Bemerkung nichts hinzugefügt, und Gregors Phantasie waren keine Grenzen gesetzt: Waren ihr die Wohnungen zu klein, zu groß – oder die Miete zu hoch? Gefiel es ihr, dass die Fassade des Hauses zitronengelb gestrichen war? Auch die Küchentür war von dieser Farbe, ja selbst die Haltestangen an Dusche und Toilette, und Gregor gefiel das. Es kam ihm durchdacht vor. Empfund sie das ebenso?

Der Farbgeruch machte ihm Kopfschmerzen, und es war nicht nur ein Vorwand, als er sagte, er vertrage die Luft hier schlecht und wolle mal ein bisschen frische Luft schnappen gehen.

Im Treppenhaus musste er darüber nachdenken, wie oft er an Petra Züge festgestellt hatte, die denen seiner Mutter glichen. Er hielt nichts von der Behauptung, dass die Wahl des Partners sich unbewusst am gegengeschlechtlichen Elternteil orientiere. In Gregors Augen war es vulgär und erniedrigend, dem Unbewussten zu große Bedeutung beizumessen. Aber es war nicht von der Hand zu weisen, dass Petra wie seine Mutter immer genau wusste, was sie wollte. Wenn sie in der Stadt spazieren gingen, kam es vor, dass sie vor einem Gebäude stehen blieb, fassungslos den Blick über die Fassade wandern ließ und im nächsten Moment ein vernichtendes Urteil sprach, während er, Gregor, das Haus gar nicht als etwas Besonderes wahrnahm, sondern einfach als ein Haus unter vielen. Dort stand es, das Haus – die Stadt war voller Häuser –, und ob er, Gregor, es hässlich fand oder nicht, interessierte das Haus herzlich wenig.

Er setzte sich auf eine Bank am Rande eines wild zugewachsenen Grundstücks. Diese Bank und eine zweite standen zu beiden Seiten eines großen steinernen Kreuzifixes. Um das Kreuz herum bedeckte Efeu den Boden und wucherte auch an einer Gruppe von Buchen hinauf, deren Kronen wie ineinander verhakt aussahen. Ein Maschendrahtzaun, gespannt auf halb verfaulte und mit Grünsplan bedeckte Pfähle, schloss das Grundstück ab.

Gregors Blick fiel auf die gegenüberliegenden Häuser. Die Straße stieg hier an, weshalb jedes der Dächer um etwa ein bis zwei Meter höher lag als das vorhergehende, man hätte auch sagen können, die Dächer bildeten eine Treppe, ein Riese hätte den Abstand der Stufen vielleicht komfortabel gefunden.

In diesem Moment war ihm das gleichgültig. So wie es ihm gleichgültig war, ob die Fassade des Hauses für betreutes Wohnen zitronengelb, die Wände weiß gestrichen oder die Türen in hellem Braunton gehalten waren.

„Ich nehme diese Wohnung hier“, sagte seine Mutter, als er wieder zu der Gruppe aufschloss. Es war eine kleine Wohnung, Gregor schätzte sie auf 60 Quadratmeter. „Das reicht mir vollkommen. Was soll ich noch in dem großen Haus?“ Einen Moment schien sie Gregor vergessen zu haben. „Ich hab immer gedacht, kein Mensch kriegt mich da raus, aber es hat sich herausgestellt, dass es sinnlos ist, noch länger dort zu leben.“

Gregor nickte. Warum das plötzlich sinnlos war? Er wusste es nicht. Sie würde ihre Gründe haben, so wie sie immer ihre Gründe hatte. Später einmal würde er sie fragen, was sie dazu bewogen hatte, ihre Meinung zu ändern. Nicht jetzt. Er nahm ihren Arm, und sie folgten der Gruppe hinaus in den Laubengang, und Frau Holbein sagte: „Passen Sie auf die Stufen auf.“

STEPHAN WEIDT, geb. 1964, arbeitete nach einem Studium der Soziologie, Philosophie und Politikwissenschaft als Pressereferent und PR-Texter. Er lebt in Bonn und schreibt Erzählprosa und Essays. 2012 veröffentlichte er einen essayistischen Erfahrungsbericht „Über das Scheitern“.

FÜR BESCHLEUNIGUNG KEINE ZEIT

Philipp Blom im Gespräch über den kulturellen Limes, die Jahre vor und nach dem Ersten Weltkrieg und ihre Aktualität

Der Historiker, Schriftsteller, Übersetzer und Journalist Philipp Blom fand große Aufmerksamkeit v. a. mit seinem Buch „Der taumelnde Kontinent. Europa 1900–1914“ (deutsche Fassung: Hanser, München 2009). Martin Schlemmer traf ihn zu einem Interview im traditionsreichen Café Korb im 1. Wiener Bezirk.

Herr Blom, Sie schreiben in Ihrer Danksagung zu Ihrem Werk „Der taumelnde Kontinent“, die Stadt Wien sei Ihnen inzwischen zur Heimat geworden. Haben Sie Ihren „Entpiefkenisierungskurs“ eigentlich schon erfolgreich absolviert? Oder anders formuliert: Welche Erfahrungen haben Sie als Fremder, als Deutscher zumal, hier in Wien gemacht? Dirk Stermann hat man auch nach Jahren in Wien „noch einen schönen Aufenthalt“ gewünscht – wie sind da Ihre Erfahrungen?

Naja, das Verhältnis der Wiener oder der Österreicher zu den Deutschen, das ist ein Kapitel für sich. Ich bin nicht „entpiefkenisiert“. Das hören Sie an meiner Sprache, das merkt man mir an, das merke ich jedes Mal, wenn ich in Wien mit Wienern zusammenarbeite. Was uns wirklich zur Heimat hier geworden ist, sind großartige Freunde. Die erwähne ich ja auch zum Teil in der Danksagung. Man bindet sich weniger an Orte, aber an Menschen bindet man sich. Man kann an allen möglichen Orten mehr oder weniger gut leben. Aber Wien ist ein guter Ort zum Leben. Das ist eine Stadt, in der es einem gutgehen kann, die ein tolles kulturelles Leben bietet. Aber „entpiefkenisiert“ bin ich mit Sicherheit noch nicht. Ich merke hier immer besonders, dass ich Kulturprotestant bin. Ich bin Atheist, aber im Weberschen Sinn bin ich Kulturprotestant. Der Unterschied, der kulturelle Limes in Europa, der verläuft ja eigentlich nicht zwischen Deutschland und Österreich, sondern zwischen den protestantischen und den katholischen Ländern.

Inwiefern? Können Sie das kurz erläutern?

Der Katholizismus setzt eine völlig andere Kultur und Geisteshaltung voraus. Es wird erwartet, dass man eine gewisse Form wahrt und hinter dieser Form eigentlich mehr oder weniger tun kann, was man will. Das hat sei-

ne theologische Parallele, seine theologische Entsprechung darin, dass von dem Gläubigen etwas so Unmögliches verlangt wird, dass er es gar nicht befolgen kann, wenn er sich nicht kastriert oder in die Wüste geht, so dass man eine gewisse Form wahren muss und zugleich, um die Gesellschaft an einer Explosion zu hindern, eine gewisse Freizügigkeit hinter dieser Fassade erlauben muss. Und in protestantischen Ländern ist es eben so, dass diese beiden Sachen sozusagen ineinander zusammengefallen sind und dass Ehrlichkeit die höchste Tugend ist. Dass man immer sagen muss, was man meint, und meinen muss, was man sagt. Das hat auch nicht nur Vorteile. Es ist ein völlig anderer Zugang zum Leben. Und das merkt man sehr stark, wenn man aus Norddeutschland kommt und nach Wien geht. Man lebt dort sehr stark in einer katholischen Mentalität, auch in einer slawischen Mentalität, die vielleicht mehr mit den Slawen gemein hat als mit den Deutschen. Viel, viel östlicher als wir uns das häufig vorstellen – nicht nur geographisch, Wien liegt östlicher als Prag, sondern auch kulturell. Es ist eine sehr östliche Stadt. Aber eine sehr östliche Stadt, in der man sich sehr wohl fühlen kann. Man darf nur nicht erwarten, in Wien dieselbe Einstellung, dieselbe Funktionsweise, dieselbe Herangehensweise zu finden, wie man sie etwa in Hamburg, wo ich herkomme, findet.

Haben Sie Kontakte zu anderen ausländischen, deutschen oder auch einheimischen Schriftstellern hier?

Natürlich gibt es die, das ergibt sich fast von selbst. In einer Stadt in der Größe von Wien kennt man einander, trifft aufeinander bei Ereignissen. Ich bin nicht sehr aktiv in der literarischen Szene. Ich gehe nicht auf Lesungen und Buchvorstellungen, doch gleichzeitig

trifft man einander. Es gibt Leute, die da wesentlich aktiver sind. Bei mir ist das eher Zufall. Ich arbeite auch für das Radio hier, da ergeben sich dann schon gelegentlich Berührungspunkte.

Wie nimmt man gerade jetzt, als Zugezogener, als Deutscher, die Tatsache wahr, dass die stark rechtsgerichtete FPÖ bei den Nationalratswahlen hier in Wien, nicht zuletzt in den klassischen Arbeiterbezirken, so stark abgeschnitten hat und bei den Stimmenanteilen mitunter über der 30%-Marke liegt? Ist das Anlass zur Sorge, oder tickt man hier einfach anders?

Man tickt hier wirklich anders. Es ist ein völlig anderer kultureller Kontext. In Deutschland wäre es undenkbar, dass Politiker Äußerungen tätigen, wie sie hier Herr Strache manchmal macht. Dann wäre die Karriere beendet. Das ist mir auch in Deutschland sehr lieb. Hier zeigt man weniger Scheu. Ich glaube nicht, dass es hier mehr Faschisten gibt als in Deutschland, mehr Leute, die wirklich rechtsaußen denken. Es hat eher etwas zu tun mit einer gewissen historisch gewachsenen Untertanenmentalität: „Ich kann sagen, was ich will, die da oben machen ja doch, was sie wollen. Deswegen kann ich ihnen ruhig ab und zu den Stinkefinger zeigen“. Österreich ist ein Land, das einen großartigen Lebensstandard hat. Und die Leute haben das Gefühl, sie können ihrem Unmut mal so richtig freien Lauf lassen, ohne dass dies gleich gravierende Konsequenzen hat. Das macht das ganze natürlich nicht sympathischer. Wie mir ein Bekannter einmal sagte: „Die Österreicher sind noch gar nicht bei 1938 angekommen, die sind noch bei 1934.“ Das ist, glaube ich, sehr wichtig. Dieser erbitterte Bruderkrieg zwischen Konservativen und Sozialisten, der damals in einen Bürgerkrieg ausgeartet ist, der hat ein enormes Zwei-Lager-Bewusstsein geschaffen, nicht zuletzt auch eine Einstellung des Einander-nicht-Anrührens, des berühmten Proporz, wo jeder von jeder Partei paritätisch gleich viele Ämter bekommt. Das ist eine zunächst verwirrend andere Kultur als in Deutschland, aber sie hat einen sehr guten Lebensstandard hier geschaffen.

Um nicht missverstanden zu werden: Dass so viele Menschen rechtsaußen wählen, ist

schlimm, das macht einem Angst. Wien war immer eine Einwandererstadt, wenngleich eine problematische Einwandererstadt. Die verschiedenen Nationalismen vieler ethnischer Gruppen wurden im Vielvölkerstaat nur durch das Haus der Habsburger „überdeckt“.

Hier wie auch in Deutschland haben auch die linken Parteien lange geschlafen, indem man über Jahre hinweg reale Probleme ignoriert hat, die mit Migration und Integration in Zusammenhang stehen. Letztlich geht es hier in erster Linie um soziale Probleme, um soziale Spannungen – und nicht etwa um den Arzt aus Ägypten oder den Informatiker aus Indien. Es geht um Menschen, die arm sind, die ungebildet sind, ohne viel formelles Wissen, das im Westen notwendig ist, die sich in den neuen Verhältnissen nicht zurechtfinden und allein gelassen werden. Die zu integrieren – das ist eine echte Herausforderung, vor der wir hier stehen. Österreich ist ein wohlhabendes Land, doch der Wille zur Aufnahme „Fremder“ ist nicht vorhanden – in Deutschland ja auch nicht, etwa wenn wir an die Aufnahme von Flüchtlingen aus Syrien denken. Die Rechte möchte nun hier in Österreich die Entwicklung rückgängig machen, während andere Bevölkerungsteile die Menschen durchaus willkommen heißen möchten. Hier liegt die große Herausforderung der kommenden Jahre.

Zu Ihrem Buch „Der taumelnde Kontinent“: Wieso mussten es gerade diese 15 Jahre von 1900 bis 1914 sein?

Wissen Sie, das ist eine Periode, die mich schon als sehr junger Mensch sehr angesprochen hat: künstlerisch, intellektuell. Diese Faszination war ziemlich wienzentriert, weswegen ich dorthin zum Studium ging. Ich wollte in die Stadt von Mahler, Freud und Schnitzler, ich hatte nur zwischenzeitlich vergessen, dass die alle schon tot waren. (Lacht.) Als ich die ersten Sachen von Schnitzler gelesen und mich damit beschäftigt hatte – auch mit Stefan Zweig, Werfel, Musil und natürlich dem jungen Thomas Mann – das war ein Gefühl von Nostalgie für eine intakte Zeit. Ich habe dann Geschichte studiert und mich mit dieser Zeit befasst. Je mehr man die Dokumente, die Quellen selbst konsultiert, be-



kommt man den Eindruck, dass das keineswegs eine stabile Zeit war, es war vielmehr eine Zeit des extremen Umbruchs. Das ist psychologisch faszinierend: Direkt nach dem Ersten Weltkrieg hat die Idealisierung, die Nostalgisierung der Vorkriegszeit begonnen, etwa mit Stefan Zweigs „Die Welt von Gestern“, dann mit „Im weißen Rößl“ und so weiter. Das fing schon in den 1920er Jahren an. Die psychologische Notwendigkeit, einen Anker, das Gefühl einer gewissen Solidität zu haben in schwierigen Zeiten, war wichtiger als die Frage nach historischen Wahrheiten, über 20 Jahre hinweg. Ich glaube eben nicht, dass die Zeit so stabil war, auch wenn Sie die zeitgenössischen Berichte lesen. Und so kam dieses Buch zustande.

Im Gedenkjahr 1913–2013 liegen in deutschen Buchhandlungen die Werke von Avi Primor „Süß und ehrenvoll“, Florian Illies „1913. Der Sommer des Jahrhunderts“, Gerhard Jelinek „Schöne Tage. 1914“ oder auch die Neuauflage von Barbara Tuchmans „The Guns of August“ in deutscher Übersetzung aus. Kam Ihr Buch nicht etwas zu früh?

Dann kam Tuchman ja noch viel eher zu früh. (Lacht.) Wissen Sie, der Jahrestag hat mich nicht sonderlich interessiert. Ich werde nächstes Jahr ein Buch zur Zwischenkriegszeit veröffentlichen. Man muss sich ansonsten ja auch in einer Schwemme anderer Bücher durchsetzen. Also, ich bin da anscheinend immer ein wenig antizyklisch.

Ärgert es Sie, wenn man bei dem einen oder anderen Werk das Gefühl hat, dass sich der Autor ein wenig bei Ihnen bedient hat, bis hinein in die Schilderung einzelner Begebenheiten und die Verwendung einzelner Zitate?

Bei manchen Leuten wäre es ganz nett, ganz höflich gewesen, wenn sie mich zumindest zitiert hätten. Das ist schlicht eine Frage der Höflichkeit.

Noch einmal zu einem der genannten Bücher, dem „Jahrhundertsommer 1913“. Sehen Sie es ähnlich wie Herr Illies, dass man ein Jahr – in diesem Falle 1913 – in seiner Bedeutung so herausheben kann?

Für mich ist das letztlich ein bisschen ein albern Spiel. Das ist momentan einfach ein wenig in Mode und es gibt eine ganze Menge von Publikationen, die sich auf ein Jahr konzentrieren. Es gab so viele widersprüchliche Entwicklungen in diesen Jahren, nach welchem Punktesystem will man denn da bewerten? Dramaturgisch ist das Jahr 1913 nicht deshalb interessant, weil es besonders wichtig ist, sondern weil es das letzte Jahr vor dem Krieg war, genau das Jahr vor der Katastrophe, sozusagen das letzte Jahr des Idylls. Ansonsten würde ich nicht sagen, dass das Jahr 1913 unbedingt bedeutender war als etwa das Jahr 1910.

Welches der Themen Ihres Buches verfügt auch heute noch über Aktualität?

Eine ganze Reihe von Themen. Das ist ja gerade der Tenor dieses Buches: Dass für viele heutige Sichtweisen damals die Weichen gestellt wurden. Zum Beispiel die Idee der Beschleunigung der Geschichte, nicht zuletzt, dass wir immer mehr im Begriff sind, Sachzwängen zu unterliegen, statt selbst Entscheidungen zu treffen. Auch der zunehmende Streit um Ressourcen. Oder die Frage nach der „Männlichkeit“, die Krise der „Männlichkeit“. Das ganze Buch baut ja auf einem Konflikt, eigentlich sogar einer Auflösung der Geschlechterrollen auf, dem Versuch, die Geschlechterrollen neu zu definieren. Spannend ist besonders zu beobachten, wie Technologie es schafft, auch historische und kulturelle Identitäten zu beeinflussen, ja zu verändern. Das fängt an mit der Industrialisierung, mit den Maschinen. Mit Technisierung und Automation entstehen nun Arbeitsplätze, die eine

andere Art von Arbeit voraussetzen. Man muss nicht mehr mutig sein, man muss nicht mehr stark sein, um eine bestimmte Arbeit ausführen zu können. Die Muskelkraft, die „Männlichkeit“ tritt mehr und mehr in den Hintergrund. Wichtig ist bei alledem, Geschichte als Kulturgeschichte wahrzunehmen. Es hat Reaktionen auf die geschilderte Entwicklung gegeben, Faschismus und Sozialismus, die versucht haben, künstliche Rahmen der Sicherheit zu schaffen, weil die genannten Prozesse natürlich anstrengend sind. Davor fliehen Menschen gerne. Die ins Schwimmen gekommenen Identitätsparameter waren ein ideales Einfallstor für Ideologien. Und heute ist nun im Internet die Schaffung völlig neuer Identitäten möglich, so dass Online- und Offline-Identitäten im Extremfall sogar völlig auseinander fallen.

Sie schildern die Zeit vor 1914 als Zeit der Dynamik, der Rastlosigkeit ...

... und der Massenwirksamkeit. Massenunterhaltung, Kinos, Zeitungen, die Kreierung von Jugendstars – diese ganzen Dinge, die unsere Identität heute noch so enorm bestimmen, die erreichten damals einen ersten Höhepunkt von Massenwirksamkeit. Die Dynamik unserer Entwicklung, der Ingenieurskunst etc. hat angefangen, uns zu überholen. So dass wir als Menschen diesen Dingen gar nicht mehr gerecht werden können. Ein Historiker hat einmal ausgerechnet, dass in einer einzigen Wochenendausgabe der „New York Times“ mehr Fakten stehen, als ein Mensch im 18. Jahrhundert im Laufe seines Lebens gelernt hat, und dass Sie auf einer Straßenkreuzung in Tokyo oder in New York mehr Menschen auf einmal sehen, als Ihr Vorfahre im 18. Jahrhundert im Laufe seines Lebens gesehen hat. Wir leben in einer Zeit der absoluten Reizüberflutung. Demgegenüber steht: Zwischen uns und der Steinzeit liegen gerade einmal 2–300 Generationen, 200 Frauen, die alle in diesen Raum hier passen, trennen uns von einem Lagerfeuer oder einer kleinen Nomadengruppe, die vor 6000 Jahren durch die Gegend zieht. Wenn Sie zurückgehen zur wissenschaftlichen Revolution und zur frühen Industrialisierung sind es vielleicht zehn Generationen, zur Elektrifizierung fünf bis drei, zum Computer gerade mal eine.

Für diese Beschleunigung haben wir evolutionär gar keine Zeit gehabt, keine Zeit, uns an die Neuerungen zu gewöhnen, sie zu adaptieren, und wir experimentieren, wie wir mit dem, was wir gerade tun, überhaupt zurecht kommen. Dass es dann zu einem Burnout kommt, dass man von dieser Reizüberflutung regelrecht überwältigt wird, ist dann relativ selbstverständlich. Wobei es interessant ist zu sehen, dass diejenigen, die von dieser Entwicklung überwältigt werden, häufig genau die Leute sind, die sozusagen an der Front dieser Veränderungen stehen. Um 1910 waren das insbesondere die Büroarbeiter, Lehrer, Selbstständige. Heute aber entwickelt sich die Technologie noch wesentlich schneller, was uns noch weniger Möglichkeiten gibt, ihre Potentiale und Gefahren zu verstehen.

Das Phänomen der Neurasthenie, des „Burnouts“, das Sie schildern, sind Erscheinungen, die individuell behandelt bzw. therapiert werden können. Haben wir es heute nicht mit Phänomenen zu tun, die nur noch kollektiv gelöst werden können? Wenn wir etwa an den NSA-Skandal denken oder die Daten sammelnden Internetdienste?

Also, dass man Alliierte bis in das persönliche Handy hinein abhört, das ist ein echter Vertrauensbruch. Aber dass Hunderte und Milliarden von Datensätzen abgesaugt wurden – wundert das irgendjemanden? Ist das nicht selbstverständlich, dass das gemacht wird?

Aber macht es das gut?

Das macht es nicht gut. Man muss nur wissen, dass es passiert und sehr wahrscheinlich nicht zu verhindern ist. Natürlich hinterlässt man Spuren mit allem, was man tut. Das ist so. Und dagegen gibt es auch kein Mittel. Eines der ältesten Gesetze der Technologie ist, was technologisch möglich ist, wird auch getan. Das wird uns noch sehr beschäftigen. Das Internet werden wir weiterhin gebrauchen, und wir werden weiterhin transparent sein. Und wir können nichts dagegen tun.

Kommen wir auf Ihr aktuelles Projekt zu sprechen: Sie arbeiten wieder an einem Buch. Worum geht es da?

Im Grunde genommen folgt es meinem letzten Buch. Es ist von der Struktur her ähnlich. Eine Frage ist mir dabei wichtig: Ich beschreibe im „Taumelnden Kontinent“, dass sich eine phänomenale Energie entwickelt. Die Gesellschaft wird umhergerissen und herumgeschleudert. Da stellt sich doch die Frage: Wo geht diese Energie eigentlich hin? Die versandet ja nicht einfach. Während des Krieges konzentriert sie sich natürlich auf den Krieg und das eigene Überleben. Aber dann? Was passiert mit dieser Energie danach? Das versuche ich herauszufinden. Und meine These lautet: Diese Energie kehrt sich nun nach innen und entlädt sich in sozialen und ideologischen Konflikten. Sie hat sich zunächst zwischenstaatlich entladen und kehrt sich nun nach innen. Sie wirkt zwischen Links und Rechts, zwischen Stadt und Land, zwischen Reich und Arm, zwischen unterschiedlichen Ethnien. Es ist eine Zeit enormer Konflikte. Es ist eine Zeit der Bitterkeit, der Enttäuschung, der Desillusionierung.

Die zweite Hypothese möchte ich als Frage formulieren. Die Soldaten erlebten, insbesondere an der Westfront, einen Krieg, wie sie ihn nicht erwartet hatten. Weniger als zwei Prozent der Soldaten sind im Ersten Weltkrieg an der Westfront im Nahkampf gefallen, um die 50 Prozent sind in ihrem Schützengraben zerfetzt worden. Der nicht zu gewinnende Kampf gegen Maschinen – Artillerie, Maschinengewehre, Luftwaffe, Tanks – führte zur Desillusionierung einer ganzen Generation. Auch die Werte, für die man in den Krieg gezogen war, schienen zerstört. Wie richtet man sich nun in dieser Welt ein? Schafft man neue „Werte“ – wie Sozialismus und Faschismus – oder kommt man zu der Erkenntnis, dass Werte generell Blödsinn sind? Wie geht man, insbesondere auch die Jugend, damit um, dass die Zeit der Ideale offenbar der Vergangenheit angehört? Nach welchen Kriterien soll man nun weiter leben? Bei diesen Fragen setzt mein neues Buch an.

Herr Blom, ich danke Ihnen für das Gespräch!

MARTIN SCHLEMMER, geb. 1975, promovierter Historiker, ist Archivar im Landesarchiv Nordrhein-Westfalen (Duisburg).



Luis Álvarez Catalá: Philipp II. auf seinem Felsensitz (1889).
Das Ölgemälde zeigt den König, wie er die Bauarbeiten am
Escorial überwacht und gleichzeitig Regierungsgeschäfte erledigt.

SIMON VESTDIJK: DAS FÜNFTE SIEGEL
(niederländ. Original: Het vijfde zegel, 1937)
besprochen von Cornelius van Alsum

Man hat doch ein ungutes Gefühl dabei, ein Buch zur Hand zu nehmen, das 1942 im damaligen „Reichsprotektorat Böhmen und Mähren“ erschienen ist. Aber ich habe keine andere Wahl: Die letzte deutschsprachige Ausgabe von Vestdijks „El-Greco-Roman“, so der Untertitel in dieser Auflage, ist tatsächlich vor 72 Jahren bei Rudolf M. Rohrer in Brünn gedruckt worden. (Spätestens bei der Lektüre des beklemmenden 13. Kapitels, in dem El Greco von einem Inquisitionsgericht als Zeuge verhört wird, kann man sich im übrigen wundern, daß die deutsche Übersetzung überhaupt erscheinen konnte, die Parallelen zu den totalitären Verfolgungsapparaten des 20. Jahrhunderts ergeben sich ganz von selbst.) Meine Niederländischkenntnisse sind leider von solcher Art, daß die Lektüre eines fast vierhundertseitigen historischen Romans, nun, ähnlich mühsam würde wie die Reise El Grecos zum Escorial durch unwegsames Gelände.

Wat jammer. Simon Vestdijk (1898–1971), sicherlich einer der bedeutendsten niederländischen Autoren des 20. Jahrhunderts, hätte hierzulande größere Aufmerksamkeit verdient. Schriftsteller und insbesondere Romancier von verblüffender Produktivität und Vielseitigkeit, wurde Vestdijk in seinen späteren Jahren immerhin für den Literatur-Nobelpreis vorgeschlagen und erhielt andere hohe Auszeichnungen. Nicht zuletzt Maarten 't Hart, gegenwärtig einer der bekanntesten niederländischen Romanautoren, ist von seinem Werk geprägt und hat sich überdies als dessen Interpret zu Wort gemeldet. Daß Simon Vestdijk – wenigstens derzeit – nurmehr antiquarisch auf dem deutschen Büchermarkt vertreten ist, dürfte seinem literarischen Rang nicht gerecht werden. Namentlich die psychologische Darstellungskunst, die er auch in seinem *Roman uit het Spanje der Inquisitie* (so der originale Untertitel) entfaltet hat, sollte heutige Leser noch anzusprechen vermögen.

Vestdijk war nach eigener Aussage schon lange vor *Het vijfde zegel* von El Greco alias Domenikos Theotokopoulos (1541–1614) beeindruckt; den Anstoß zu seinem Roman, der übrigens fast zeitgleich mit Stefan Andres' Novelle „El Greco malt den Großinquisitor“ (1936) erschien, gab dann die Anschauung eines Jakobus-Bildnisses. Über das Leben des Malers ist nicht allzu viel bekannt. Vestdijk schließt die Lücken der ihm bestens vertrauten Überlieferung – er verbrachte für „Das fünfte Siegel“ immerhin sechs Monate in Bibliotheken – und zeigt uns den gebürtigen Kreter und Wahltoledaner als komplexe, problematische und, ja, auch abgründige Künstlerpersönlichkeit. Ebenso sorgfältig sind die anderen Figuren gezeichnet. Das gilt nicht zuletzt für Philipp II., der nur anfangs persönlich auftritt und dann zu einer unsichtbaren Hauptperson wird: Sein Charakterbild schwankt in der Wahrnehmung El Grecos, und es bleibt auch für den Leser uneindeutig. Tatsächlich ist seine h i s t o r i s c h e Persönlichkeit bis heute höchst umstritten.

Vestdijk nimmt sich durchaus Freiheiten in der Darstellung geschichtlicher Personen, Ereignisse und Umstände. Das äußert sich etwa in kleineren Anachronismen, gilt aber auch für einige tragende Handlungselemente, die er ebenso frei wie plausibel erfunden hat. Beispielsweise wurde El Greco, soweit wir wissen, nie von der Inquisition angeklagt; allerdings kommt es im Roman nicht zu einer förmlichen Anklage, nur zu ihrer Androhung, einem Erpressungsversuch.

Damit sind wir bei der Handlung des Romans. Sein Detailreichtum läßt El Grecos Lebenswelt und Zeitgenossen für den Leser lebendig werden und vereinbart sich dennoch bestens mit einem spannenden *plot*. Der englische Begriff ist hier schon deshalb am Platze, weil El Greco in

gleich mehrere Komplotte hineingerät, die Gefährlichkeit dieser Verwicklungen allerdings erst gegen Ende des etwa achtmonatigen Handlungszeitraums erkennt: Zu Beginn, im Mai 1583, reist der Maler zum Escorial, um dem König das vereinbarte Auftragswerk, „Das Martyrium des hl. Mauritius und seiner Gefährten“, zu übergeben. Philipp lehnt das Bild ab: Er will es, obwohl er den Maler adäquat bezahlt, nicht als Altargemälde verwendet sehen und wird es nur außerhalb der Kirche, im Kapitelsaal des Escorials aufhängen lassen. In einer Audienz, die El Greco kurzfristig ertrotzt, muß der Maler sich den Argumenten des gichtgeplagten, früh gealterten Monarchen auch innerlich geschlagen geben. Zu diesem aufwühlenden Erlebnis kommt noch, daß der König ihn vor seiner Abreise brieflich auf eine Bibelstelle aus der Apokalypse hinweist und damit die Ablehnung untermauert: Es geht in diesen Versen um die Öffnung des fünften Siegels, bei welcher der Seher Johannes die Seelen der Märtyrer nach Rache schreien hört (Offb 6, 9f.). El Greco darf und soll in der Bibliothek des Palastes die Stelle nachlesen. Dabei kommt der Maler mit dem Franziskaner Francisco Esquerrer ins Gespräch. Esquerrer, neben El Greco die zweite (sichtbare) Hauptperson des Romans, wird ihm in den folgenden Monaten zum vertrauten Freund: ein Seelenverwandter.

El Grecos Begegnungen mit dem König und mit Esquerrer bringen einen geradezu gewalttätigen Schaffensprozeß in Gang: Vor allem aus Trotz gegen die erfahrene Ablehnung entstehen die „Kellergemälde“, die der Maler sogar vor seiner Familie verbirgt, darunter „Die Öffnung des fünften Siegels“. (Ob das heute in New York befindliche Bild tatsächlich diese Szene aus der Apokalypse darstellt oder ob man vorsichtiger von einer „Vision des Sehers Johannes“ sprechen sollte, war und ist übrigens in der kunsthistorischen Literatur umstritten.)

Die „Kellergemälde“ brechen völlig mit Konvention und Ebenmaß, ihre Proportionen sind äußerst verzerrt, und als Modelle wählt der Maler gezielt Mißgestaltete und andere Außenseiter aus. Daß viele Figuren in El Grecos späteren Werken stark überlängte Gliedmaßen aufweisen, hat immer wieder zu Spekulationen über eine krankhafte Ursache dessen geführt. Angesichts solcher Pathologisierungen, die den Gestaltungswillen des Meisters wohl nicht ernst genug nehmen, finde ich Vestdijks (fiktionale) Erklärung umso sympathischer. Da gönnt man dem Romaner gerne jenen Kniff, mit der er die heutige Nichtexistenz der „Kellergemälde“ begründet: „Wenige von den zahlreichen Skizzen und vollendeten Gemälden, die in den Kellern verstaubt und auch zum Teil dort entstanden waren, sollten der Nachwelt erhalten bleiben. In seinen späteren Jahren vernichtete er das meiste, und der Rest machte seinen Weg in die Welt in Gestalt gemäßigter Repliken [...]“ (S. 228).

In der Tat vollzieht El Greco am Ende des Romans eine innere Rückkehr zum Ebenmaß, eine Abkehr von der Willkür. Fast im letzten Moment hat er sich aus dem Gespinnst von Komplotten befreien können, das seinen Freund Esquerrer das Leben kostet. Als die Machenschaften von Höflingen, Inquisitoren, malkontenten Verschwörern gegen den König und vielleicht auch Philipps selbsteigene hinfällig geworden sind, erkennt El Greco die Sinnlosigkeit aller Rache – und seine unabänderliche Einsamkeit nach dem Tode Esquerrers. Mit dem Motiv der „menschlichen Insel“, das im Laufe der Erzählung mehrfach auf den kretischen Solitär angewendet wurde, schließt der Roman. Nicht nur deshalb, sondern auch weil es hierzulande recht still um „Das fünfte Siegel“ geworden ist, sei dieses packende, handlungsreiche und welthaltige Buch als Lektüre für einsame Inseln und Kalmenzonen empfohlen.

S[imon] Vestdijk, Das fünfte Siegel. Ein El-Greco-Roman. Mit 12 Abbildungen von Gemälden El Grecos. Übers. v. Annie Gerdeck-de Waal, Rudolf M. Rohrer Verlag, Brunn/ München/ Wien 1942, 395 S. [bislang letzte Übersetzung ins Deutsche]. Der Band ist antiquarisch verfügbar.

Das Verhältnis von Vestdijks Erzählung zu einigen Gemälden El Grecos behandelt Odile Heynders, Regarding Paintings. Works of El Greco in Simon Vestdijk's *Het vijfde zegel*, in: *arcadia* 41 (2006), Heft 2, S. 419–435. Maarten 't Harts Besprechung des „Fünften Siegels“ ist nachzulesen in: H. Br. Corstius/ Maarten 't Hart, *Het gebergte. De tweeënvijftig romans van S. Vestdijk*, Nijgh & van Ditmar/ De Bezige Bij, Amsterdam 1996, hier S. 31–34. Beide genannten Artikel bieten gute Ausgangspunkte für die weitere Beschäftigung mit Vestdijks Roman.

EINE BEICHTE (aus „A Portrait of the Artist as a Young Man“)

[...] The slide was shot to suddenly. The penitent came out. He was next. He stood up in terror and walked blindly into the box.

At last it had come. He knelt in the silent gloom and raised his eyes to the white crucifix suspended above him. God could see that he was sorry. He would tell all his sins. His confession would be long, long. Everybody in the chapel would know then what a sinner he had been. Let them know. It was true. But God had promised to forgive him if he was sorry. He was sorry. He clasped his hands and raised them towards the white form, praying with his darkened eyes, praying with all his trembling body, swaying his head to and fro like a lost creature, praying with whimpering lips.

— Sorry! Sorry! O sorry!

The slide clicked back and his heart bounded in his breast. The face of an old priest was at the grating, averted from him, leaning upon a hand. He made the sign of the cross and prayed of the priest to bless him for he had sinned. Then, bowing his head, he repeated the *Confiteor* in fright. At the words *my most grievous fault* he ceased, breathless.

— How long is it since your last confession, my child?

— A long time, father.

— A month, my child?

— Longer, father.

— Three months, my child?

— Longer, father.

— Six months?

— Eight months, father.

He had begun. The priest asked:

— And what do you remember since that time?

He began to confess his sins: masses missed, prayers not said, lies.

— Anything else, my child?

Sins of anger, envy of others, gluttony, vanity, disobedience.

— Anything else, my child?

Sloth.

— Anything else, my child?

There was no help. He murmured:

— I ... committed sins of impurity, father.

The priest did not turn his head.

— With yourself, my child?

— And ... with others.

— With women, my child?

— Yes, father.

— Were they married women, my child?

He did not know. His sins trickled from his lips, one by one, trickled in shameful drops from his soul festering and oozing like a sore, a squalid stream of vice. The last sins oozed forth, sluggish, filthy. There was no more to tell. He bowed his head, overcome.

The priest was silent. Then he asked:

— How old are you, my child?

— Sixteen, father.

The priest passed his hand several times over his face. Then, resting his forehead against his hand, he leaned towards the grating and, with eyes still averted, spoke slowly. His voice was weary and old.

— You are very young, my child, he said, and let me implore of you to give up that sin. It is a terrible sin. It kills the body and it kills the soul. It is the cause of many crimes and misfortunes. Give it up, my child, for God' [!] sake. It is dishonourable and unmanly. You cannot know where that wretched habit will lead you or where it will come against you. As long as you commit that sin, my poor child, you will never be worth one farthing to God. Pray to our mother Mary to help you. She will help you, my child. Pray to Our Blessed Lady when that sin comes into your mind. I am sure you will do that, will you not? You repent of all those sins. I am sure you do. And you will promise God now that by His holy grace you will never offend Him any more by that wicked sin. You will make that solemn promise to God, will you not?

— Yes, father.

The old and weary voice fell like sweet rain upon his quaking parching heart. How sweet and sad!

— Do so, my poor child. The devil has led you astray. Drive him back to hell when he tempts you to dishonour your body in that way – the foul spirit who hates Our Lord. Promise God now that you will give up that sin, that wretched wretched sin.

Blinded by his tears and by the light of God's mercifulness he bent his head and heard the grave words of absolution spoken and saw the priest's hand raised above him in token of forgiveness.

— God bless you, my child. Pray for me.

He knelt to say his penance, praying in a corner of the dark nave: and his prayers ascended to heaven from his purified heart like perfume streaming upwards from a heart of white rose.

The muddy streets were gay. He strode homeward, conscious of an invisible grace pervading and making light his limbs. In spite of all he had done it. He had confessed and God had pardoned him. His soul was made fair and holy once more, holy and happy.

It would be beautiful to die if God so willed. It was beautiful to live if God so willed, to live in grace a life of peace and virtue and forbearance with others. [...]

James Joyces (1882–1941) teilweise autobiographischer Roman „A Portrait of the Artist as a Young Man“ erschien erstmals 1914/15 in Fortsetzungen in der Londoner Zeitschrift „The Egoist“, übrigens vermittelt durch Ezra Pound. Diese Textfassung war jedoch von den mit der Herstellung beauftragten Druckern aus Angst vor juristischen Schwierigkeiten eigenmächtig abgeändert worden, was Joyce erst nach dem Erscheinen erfuhr. Als Buch und mit unzensiertem, obschon vom Autor immer noch bemängeltem Text erschien das Werk zuerst Ende 1916 in New York. – Hier benutzte Textausgabe: James Joyce, A Portrait of the Artist as a Young Man. Edited by Hans Walter Gabler with Walter Hettche, New York/ London 1993, Kapitel 3, S. 167–170 (ebd. S. 5–10 zur Editionsgeschichte).

AUCH EINE FRAGE AN DEN HEILIGEN GEIST

Der Theologe Professor Christian Oeyen im Gespräch über Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Beichte

Herr Professor Oeyen, man kann wohl sagen, Sie sind gleich mehrfach als Gesprächspartner zum Thema „Beichten“ qualifiziert: als früherer Lehrstuhlinhaber für Alt-Katholische Theologie an der Universität Bonn; dann als alt-katholischer Priester, der Sie ebenfalls sind; ausserdem als Angehöriger der Michaelsbruderschaft; und schließlich haben Sie die Religionsgemeinschaft, die man am meisten mit der Beichte verbindet, die römisch-katholische Kirche, zu einer Zeit intensiv kennengelernt, als vieles noch anders war, als vielleicht auch manches Klischee noch eher der Wirklichkeit entsprach: Sie haben sie noch in der Zeit vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil erlebt. Was sind ihre frühesten Erinnerungen an die Beichte?

Die Beichte habe ich kennengelernt in der Vorbereitung auf die Erstkommunion. In meiner Jugend, in meiner Studienzeit und auch danach habe ich regelmäßig gebeichtet. Ich bin dann Priester geworden und habe selber, nach entsprechender Vorbereitung, auch Beichten hören dürfen.

Den größten Teil Ihrer Glaubensbiographie durchlaufen Sie aber seit langer Zeit als Alt-Katholik, Sie sind also zur alt-katholischen Kirche übergetreten. Da ist die Beichte bzw. das Bußsakrament durchaus als eines der sieben Sakramente anerkannt, nicht wahr?

So ist es. Wobei die Ohrenbeichte ja nur eine von mehreren möglichen Formen ist, das Bußsakrament auszugestalten.

Haben die Alt-Katholiken für sich auch die jährliche Beichtpflicht als gültig angenommen?

Nein. Die Beichte wird vollkommen freigestellt – im Sinne der Einzelbeichte. Es gibt einen Bußgottesdienst der ganzen Gemeinde, in der die Sünden nicht ausdrücklich bekannt werden. Das ist eine Übung der Gewissensprüfung und der Reue mit einem allgemeinen Sündenbekenntnis, und man empfängt dann ganz bewußt durch Handauflegung die Sündenvergebung, aber ohne in dem Sinne zu

beichten, daß man die einzelnen Sünden bekennt. Die Beichte des einzelnen wird in der alt-katholischen Kirche selten praktiziert; ich habe aber als Vertreter der Michaelsbruderschaft im Rahmen von evangelischen Kirchentagen und bei anderen Veranstaltungen der Bruderschaft immer wieder Beichten gehört.

Das heißt aber, es gibt auch keine verpflichtende oder nachdrücklich empfohlene Zeit – daß also die alt-katholische Kirche sagen würde, man solle vornehmlich in der Osterzeit bzw. kurz vor Ostern, in der Fastenzeit beichten, so wie das ja in der römisch-katholischen Kirche immer noch mehr oder weniger vorgeschrieben ist?

In diesen Zeiten finden eben die genannten Gottesdienste mit Gewissensprüfung und Sündenvergebung statt – sowohl in der Fastenzeit als auch im Advent.

Haben die Alt-Katholiken sich von der Pflichtbeichte denn schon in ihrer Gründungszeit gelöst? Oder war das ein, vielleicht auch schwieriger, Prozeß?

Es hat eine ausführliche Diskussion gegeben im Zusammenhang mit der Beichte von Kindern und Jugendlichen. Eine Gruppe in der alt-katholischen Kirche wollte diese verboten sehen wegen gewisser Mißbräuche, zu denen es gekommen war. Man hat sie dann aber in die Entscheidung der Eltern gestellt – in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts.

Man hat also schon sehr frühzeitig davon Abstand genommen, der Kirche so eine Art Erziehungsmittel in Form der Beichte in die Hand zu geben, nicht wahr? Das ist ja auch ein Aspekt der Beichte: daß man sie verpflichtend gemacht hat, daß auch genau vorgeschrieben wurde, was zu beichten ist und bei wem. Meines Wissens hat auch die römisch-katholische Kirche nie bestritten, daß es auch um eine Hebung der Moral geht. Aber von diesem Verständnis haben, wenn ich Sie richtig verstehe, die Alt-Katholiken Abstand genommen?

Es ging vor allem darum, daß das kindliche Gemüt mit der Strenge der traditionellen



Erinnerung an die Erstkommunion (1908). Rechts oben: die Beichte.

Beichte nicht zurecht kommen könnte: zum Beispiel mit der Vorschrift, man dürfe überhaupt keine Sünde verheimlichen, was zu schweren Skrupeln und anderen Problemen bei Kindern führen könnte. Und auf der anderen Seite ist es auch schon im 19. Jahrhundert zum Mißbrauch von Kindern und Jugendlichen durch Priester gekommen. Das waren die zwei Gründe, die zu dieser Diskussion geführt haben. Insgesamt hat die Regelmäßigkeit der Beichte in dieser Zeit abgenommen. Mittlerweile ist es so, daß viele zufrieden sind mit der allgemeinen Sündenvergebung im Gottesdienst, die ich schon beschrieben habe. *Auch als Angehöriger der Michaelsbruderschaft haben Sie mit der Beichte zu tun. Vielleicht in zwei Sätzen: Was ist die Michaelsbruderschaft?*

Die Evangelische Michaelsbruderschaft ist als eine Kerngruppe innerhalb einer größeren Reformbewegung in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts entstanden, mit dem Ziel einer Besinnung auf die Aufgabe der Kirche und auf Dinge, die im Zuge der Reformation oder auch später der Aufklärung verlorengegangen sind: zum Beispiel auf eine Wiederbelebung der Liturgie, aber auch der Seelsorge, in dem Sinne, daß jeder Bruder auch einen Helfer hat; insgesamt auf eine Verlebendigung der Kirche mit Anregungen aus der alten, ungeteilten Kirche des ersten Jahrtausends.

Was sehen die Urkunden der Bruderschaft zur Beichte vor?

Die Regel hat einen Passus, wo den Brüdern das Beichtbekenntnis anempfohlen wird. Und es gibt eine eigene Ordnung der Beichte –

Die gerade vor uns liegt, ein Büchlein von immerhin, na, wohl einigen Dutzend Seiten.

Ja. Das Buch hat eine siebzehnseitige Einleitung, und dann kommt die Beichte des einzelnen sowie die Beichte der Gemeinde, jeweils mit einer eigenen Agenda. Ein Unterschied wenigstens zur klassischen römisch-katholischen Beichtpraxis ist, daß die Beichte meist nicht in einem Beichtstuhl stattfindet, sondern in einem dazu geeigneten Raum oder einer kleinen Kapelle. Da sitzt man dann mit Blick auf den Altar nebeneinander. Man schaut sich beim Beichtgespräch also nicht in die Augen. Auf das Gespräch folgt dann die Absolution. Ein weiterer Unterschied zur römisch-katholischen Kirche ist, daß die Beichte den Michaelsbrüdern völlig freigestellt ist. Ausdrücklich wird auch gesagt, sowohl in der Michaelsbruderschaft als auch in der alt-katholischen Kirche, daß kein Zwang zur vollständigen Beichte aller Sünden besteht.

Wird von der Möglichkeit dieser freiwilligen Beichte denn oft Gebrauch gemacht?

Sie wird in Anspruch genommen – sagen wir mal: nicht stürmisch, aber doch immer wieder von einzelnen Brüdern. Über die Kirchentage sprach ich schon.

Stichwort Vollständigkeit der Beichte: In der römisch-katholischen Auffassung hängt diese, soweit ich das verstehe, ja auch zusammen mit dem Begriff „Stand der Gnade“; allgemeiner mit einem ganz ausgeprägten, im Mittelalter entwickelten juristischen Denken, wo der Formfehler, nicht alle schweren Sünden gebeichtet zu haben, zur Ungültigkeit des ganzen Bekenntnisses führen würde. Die Beichte ist da fast wie ein Gerichtsverfahren angelegt, was in sich fraglos sehr stimmig ist. Wie steht Ihre Kirche, wie steht die alt-katholische Theologie zu diesem Begriff: „Stand der Gnade“?

Es wird nicht viel darüber gesprochen. Unsere Dogmatik steht der römisch-katholischen Dogmatik nahe, ist aber nicht mit ihr identisch. Es ist klar, daß die Absolution uns hilft. Aber es ist nur eine mögliche Hilfe, und es gibt auch andere Wege zur Sündenvergebung. Die Beichte ist aber eine gute und große Hilfe in vielen Fällen. Es ist wirklich zu bedauern, daß sie auch in der römisch-katholischen Kirche sehr an praktischer Bedeutung verloren

hat. Vielleicht ist das aber eine Krise, die zu einer Neubelebung führen wird.

Auf die „Krise der Beichte“ möchte ich gerne später noch eingehen. Ich hätte hier noch eine weitere Frage zur alt-katholischen Beichtdogmatik: Stellt es für Sie als alt-katholischen Priester und zugleich Michaelsbruder ein Problem dar, daß evangelische Pfarrer im Normalfall nicht in der apostolischen Sukzession stehen und keine Priesterweihe empfangen haben, also zumindest nach römischem Verständnis keine sakramentale Lossprechung erteilen können?

Nein. Die alt-katholische Kirche hält zwar an der Priesterweihe und auch der apostolischen Sukzession des Amtes fest, unsere Bischöfe stehen in dieser historischen Sukzession, und die Priester werden von ihnen geweiht. Auf der anderen Seite haben wir zum Beispiel ein Abkommen mit den Mitgliedskirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland über die gegenseitige Einladung zur Eucharistie bzw. zum Abendmahl. Es wird den Gliedern unserer Kirche freigestellt, wie sie das evangelische Amt beurteilen. Für viele, auch für mich persönlich, ist es ebenfalls ein Amt in der Kontinuität der Kirche. Es erweist sich durch seine Früchte als gottgewollt für diesen Bereich: so daß ich persönlich kein Problem damit habe, einen evangelischen Pfarrer in seiner Ordination anzuerkennen. Es hat in der Kirchengeschichte im übrigen durchaus Fälle gegeben, in denen charismatische Persönlichkeiten ohne Ordination Beichten gehört haben. Das auch schon seit sehr alter Zeit, wenn nicht sogar von Anfang an. In den orthodoxen Kirchen spielt das eine große Rolle: Die sogenannten „Staretz“, heiligmäßig lebende Menschen, die aber keine Priester sind, hören regelmäßig Beichten. Überliefert ist in der westlichen Kirche, daß Ignatius von Loyola bei der Belagerung von Pamplona, in der Sorge, daß er vielleicht sterben würde, einem Waffenkameraden gebeichtet hat, der kein Priester war. Ich denke, daß es diese Tradition immer gegeben hat: daß in besonderen Fällen auch ein Laie in der Lage ist, eine Beichte zu hören und zu versichern, daß Gott diese Sünden vergibt.

Das ist in der Dogmengeschichte ja durchaus ein Problem: Kann ein Mensch überhaupt indi-

kativisch die Vergebung zusprechen? Oder kann es nur eine Vergebungsbitte, eine Fürbitte sein? Die Festlegung auf das „Ego te absolvo“ ist erst recht spät erfolgt.

Ja, das stimmt; und die alt-katholische Kirche hat sich auch entschieden, nicht diese indikativische, sondern eine deprekative Form zu benutzen. Mit der Formel: „Ich spreche dich los“ könnte man die Absolution aussprechen in dem Sinne: „Als Diener der Kirche Gottes und im Auftrag Jesu Christi spreche ich dir zu: Deine Sünden sind dir vergeben.“ Aber das geschieht im Auftrag Gottes, nicht der Priester als solcher tut es.

Nun gut, er tut es ja auch im römischen Verständnis „in persona Christi“. Halten Sie in der alt-katholischen Kirche an dieser Auffassung fest?

Damit sind wir etwas zurückhaltend, auch im Verständnis der Eucharistie. Die ganze Kirche ist der Leib Christi; und es ist die ganze Gemeinde, die die Eucharistie feiert, und die ganze Kirche, die das Wort der Vergebung weitergibt. Aber es ist natürlich wichtig, daß es Menschen gibt, die das ständig und öffentlich tun.

Zur Auffassung „in persona Christi“ würde ich gerne noch einen Gedanken mit Ihnen diskutieren: Wir sagen alltagssprachlich des öfteren: „Ich muß dir etwas beichten.“ Bei dieser Redewendung ist es in aller Regel so, daß der Schädiger zum Geschädigten spricht. Das ist aber ein ganz anderes Verhältnis als in der Beichte. Im Alltag stellt sich ganz schnell das Problem ein, daß menschliche Beziehungen sehr oft auch Machtverhältnisse sind. Das heißt, wenn ich etwas gestehe, kann das sehr leicht zum Machtmittel werden, und es kann mir vielleicht noch in zehn Jahren vorgehalten werden. Und das ist gegenüber einem Priester, der mir in der Beichte erst in zweiter Linie als Mensch gegenübersteht, in erster Linie als Stellvertreter oder Instrument Christi, doch etwas ganz anderes. Diese Auffassung: „in persona Christi“ scheint mir doch auch den großen Vorteil einer Art von Neutralität zu bieten – oder einer unbefangenen Instanz, die nicht auf Macht aus ist. Oder würden Sie sagen, daß die Nachteile doch überwogen haben – historisch gesehen, so wie man die Beichtjurisdiktion ausgeübt hat?

Also, ein gewisser Versuch der Machtausübung war schon länger mit der Beichte verbunden. Zum Beispiel, als die Pflicht zur jährlichen Beichte im 13. Jahrhundert allgemeinverbindlich eingeführt wurde: da mußte es beim eigenen Pfarrer sein. Das galt natürlich, um die Katharer und Albigenser ausfindig zu machen bzw. zur Umkehr zu bewegen. Ein



Der Reformator Johannes Bugenhagen übt im Beichtstuhl die Binde- und Lösegewalt gegen einen unbußfertigen und gegen einen reuigen Sünder aus (letzterer mit den Gesichtszügen Martin Luthers). Rechter Flügel des „Reformationsaltars“ von Lucas Cranach d. Ä. in der Stadt- und Pfarrkirche St. Marien zu Wittenberg.

zweites, neueres Beispiel: nach dem Zweiten Weltkrieg sind die Geistlichen in Italien bekanntlich angewiesen worden, die Gläubigen zur Stimmabgabe für eine bestimmte politische Partei zu bewegen, weil der Vatikan das zur Abwehr des Kommunismus für notwendig hielt. Das sind Dinge, die natürlich an sich nicht in die Beichte hineingehören.

Damit geben Sie mir ein gutes Stichwort. Dinge, die dem Wesen der Beichte fremd sind, könnte man wohl auch sagen. Wieder möchte ich Sie auf einen Lehrsatz der römisch-katholischen Beichtdogmatik ansprechen, den von der „Angstbuße“: Immer noch gilt die Lehre, es reiche zum Empfang der Absolution aus, wenn man aus bloßer Angst vor der Hölle beichtet, ohne weitergehende Reue. Wie stehen Sie dazu? Ist diese Vorstellung in Ihren Augen nur schlecht, rundweg abzulehnen?

Sie entspricht nicht allzu gut dem Geist des Evangeliums, würde ich sagen. Klar, im Neuen Testament wird schon auch an einigen Stellen von der ewigen Verdammnis gesprochen; aber das Evangelium ist ja eine „gute Nachricht“ und keine „schlechte Nachricht“, und es geht darum, daß Gott uns unsere Sünden vergeben will und es auch tut, wenn wir daran glauben.

Ich möchte hier trotzdem noch einmal nachhaken. Insbesondere in den evangelischen Kirchen ist so etwas wie die „Angstbuße“ natürlich schlecht angesehen. Aus Glauben, aus Gottvertrauen soll sich das ganze Leben ändern, so sieht man es im Anschluß an Luther und die anderen Reformatoren. Da paßt eine Vorstellung wie die von der „Angstbuße“ natürlich nicht gut hinein. Ein Problem dabei und insbesondere bei einer evangelischen Beichtpraxis könnte dann aber auch sein, daß man sich fragen muß: Habe ich denn jetzt genug bereut, ist meine Reue echt genug? Oder meinetwegen: Ist mein Glauben, mein gläubiges Vertrauen groß genug? Wie prüft man das denn? Da könnte es doch auch sehr entlastend sein, wenn die „Angstbuße“ ausreicht.

Der Akzent ist beim „sola fide“ ja nicht darauf gelegt, ob mein Glaube stark genug ist. Das würde den Glauben zu einem Werk machen, im Sinne der von den Reformatoren abgelehnten Werkgerechtigkeit. Sondern der Ak-

zent ist auf den Inhalt des Glaubens gelegt, daß Gott um Christi willen uns die Sünde vergibt.

Keine Frage, beispielsweise für Luther selbst war das „sola fide“ und die damit verbundene Theologie eine Befreiung. Aber setzt diese Auffassung nicht ein sehr reifes, vielleicht auch durch eine Krise gereiftes Gottesverhältnis voraus? Würden Sie da nicht auch das Positive, sozusagen das Handhabbare in der katholischen Praxis sehen?

In der katholischen Theologie hat man zwischen der „attritio“, der Buße aus Höllenangst, und der „contritio“, der echten Reue aus Liebe, unterschieden. Man sah – und sieht – in der „attritio“ sozusagen ein Minimum, das zur Lossprechung genügt. Ich glaube, das entspricht auch einer seelsorgerlichen Haltung: den Menschen zu helfen – aber natürlich auch dabei zu helfen, daß ihr Glaube reifer wird. Man muß wachsen im Glauben, und die „Angstbuße“ ist vielleicht ein Anfang dessen, aber darüber soll man schon auch hinausgelangen.

Es klang zum Teil schon an, dennoch möchte ich noch einmal, sozusagen gezielt, fragen: Was macht einen guten Beichtvater aus?

Die Beichte ist mehr als ein seelsorgerliches Gespräch, sie ist das Aussprechen der Vergebung der Sünden im Namen Gottes des Vaters, und des Sohnes, und des Heiligen Geistes. Diese Vergebung wirkt unabhängig von den persönlichen Qualitäten des Priesters, der die Beichte abnimmt. Er muß zwar feststellen, daß die Bitte um Vergebung ernst gemeint ist, aber sonst ist es nicht er, der hier wirkt.

Es hat sich aber eingebürgert, daß das Bekenntnis der Sünden mit einer seelsorgerlichen Beratung verbunden wird, in der der Priester als „Beichtvater“ bezeichnet wird. Ich denke, dieses Gespräch ist darauf angelegt, daß der Beichtvater zunächst einmal Zuhörer ist; daß man auch nicht mit ständigen Fragen oder Bemerkungen unterbricht, sondern offen ist für die Situation des Beichtenden. Die Botschaft ist, daß Gott uns beisteht, daß wir auf dem Weg sind und Hilfe brauchen, diese aber auch finden können: in den Sakramenten der Kirche, aber auch in der allgemeinen Gemeinschaft der Christen. Der Beichtvater soll keine vernichtenden Urteile sprechen,

sondern immer helfen und ermutigen: Es ist nicht wichtig, wie oft wir fallen, sondern wie oft wir uns wieder aufrichten – bzw. Gott uns wieder aufrichtet.

Zumindest in der westlichen Welt kann man heutzutage ja wohl auch davon ausgehen, daß die Beichtkinder bis auf wenige Ausnahmen aufgrund sehr ernster Fragen an sich selber kommen; daß die Beichte nichts äußerlich Erzwungenes ist. Das macht doch einen Unterschied zur früheren Praxis aus, nicht wahr?

Das ist richtig. Das entspricht auch dem Ideal, das wir in der alt-katholischen Kirche und in der Michaelsbruderschaft haben. Man muß dann natürlich auch genau zuhören, um zu entdecken, wo Skrupel oder Selbstquälerei mit Schuldgefühlen am Werk sind; denn in diesem Fall muß man natürlich sehr darauf achten, die Lage nicht zu verschlimmern, sondern Hilfen anzubieten. Das wird aber auch in der römisch-katholischen Kirche den angehenden Beichtvätern mit auf den Weg gegeben.

Man liest gelegentlich, als Frage wie als affirmative Aussage, von einer Krise der Beichte. Wie stehen Sie dazu? Sie sprachen ja eben schon von den Chancen, die die neue Situation bietet.

Genau. Gewisse Übertreibungen und Fehlentwicklungen in einer Institution führen irgendwann zu Krisen: Man hat es satt, verbindet schlechte Erfahrungen damit und möchte diese hinter sich lassen. Vielleicht muß sogar eine Generation vorübergehen, bis man gewisse Dinge wiederentdeckt. Meine Erfahrung ist, daß die Beichte in vielen Situationen und für viele Christen eine sehr gute Hilfe ist oder werden kann. Wenn sie frei von Zwang und ohne Gewissensquälerei praktiziert wird, lohnt sich eine Rückbesinnung – im Sinne der Wiederentdeckung eines guten Weges für das geistliche Leben.

Sie sagen: nach einer Generation. Im Falle der römisch-katholischen Kirche sind fast 800 Jahre vergangen, seit die allgemeine jährliche Pflichtbeichte eingeführt wurde. Überhaupt hat die Verrechtlichung der Beichttheologie vor vielen hundert Jahren begonnen und wurde dann fortgeschrieben. Läßt sich eine Tradition, die so lange besteht, tatsächlich nennenswert verändern? Und das auch nicht allmählich,

denn der Handlungsbedarf, das katholische Kirchenrecht stärker auf die heutige Lebenswirklichkeit abzustimmen, wird ja allgemein gesehen, in der Öffentlichkeit und auch innerkirchlich.

Ja, die Verrechtlichung ist ein langer historischer Prozeß, und ihre Anfänge reichen weit zurück: Schon die iroschottischen Missionare des frühen Mittelalters hatten ihre Bußbücher, die eine Hilfe für die Geistlichen sein sollten, wie sie mit bestimmten Sünden umgehen sollten. Nach ihnen wurde die Praxis immer strenger. Die Krisen, die dann zu anderen Lösungen führen können, haben begonnen mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Bestimmte Dinge, die sich angestaut hatten, kamen damals plötzlich zum Vorschein. Es hat dann, zumindest teilweise, eine Zeit der „Reaktion“ gegeben: Man nahm manche Entwicklungen aus den Jahren unmittelbar nach dem Konzil als Übertreibungen wahr und wollte diese korrigieren. Diese Phase scheint nun allmählich zu Ende zu gehen, und viele Hoffnungen verbinden sich jetzt mit dem neuen Papst aus Argentinien. Mal sehen, was dabei herauskommt. Im Hinblick auf die Bußdisziplin hat er schon zur Diskussion gestellt, ob nicht zu viele Exkommunikationen ausgesprochen werden. Ich denke, in der Frage der wiederverheirateten Geschiedenen wird man zu einer anderen Regelung kommen: Man erhofft sich eine Veränderung von einer Bischofsversammlung in diesem Jahr. Ob es zu einer allgemeinen Reform der Beichte kommen wird? Ich halte das für notwendig, aber das braucht sicherlich auch Zeit.

Ich möchte Ihnen gerne einen Passus vorlesen aus dem Interview des Jesuiten Antonio Spadaro mit Papst Franziskus: „Die Religion“, sagt der Papst da, „hat das Recht, die eigene Überzeugung im Dienst am Menschen auszudrücken, aber Gott hat uns in der Schöpfung frei gemacht: Es darf keine spirituelle Einmischung in das persönliche Leben geben.“ Man könnte ähnliche Aussagen von Bischöfen aus den letzten paar Jahren zitieren. Aber wie ist das konkret zu verstehen? Wenn der Papst gesagt hätte: „kirchenrechtliche Einmischung“, wäre der Satz ohne weiteres verständlich. Aber „spirituelle Einmischung“? Da geht es doch gerade auch darum, die Person im Tiefsten anzuspre-

chen. Kann die katholische Kirche diesen Anspruch wirklich aufgeben wollen? Oder wie könnte man diese neue Leitlinie der Nichteinmischung in die religiöse Praxis übersetzen?

Das sind sehr allgemeine Sätze, und man wartet in der Tat auf eine Konkretisierung. Ist es eine Einmischung, wenn die Kirche bestimmte Voraussetzungen macht für den Empfang der Sakramente, und wie weit darf sie da gehen? Das sind die Probleme. Es wird jetzt im Hinblick auf wiederverheiratete Geschiedene von einzelnen Bistümern gefordert, die Fälle sollten auf ihre Schuldhaftigkeit geprüft werden, und für „unschuldig Geschiedene“ solle eine andere Regelung gefunden werden. Von Rom wird da aber gesagt: Wartet, wartet, das wird von einer Bischofsversammlung behandelt werden, und dann wird eine allgemeine Regelung kommen. Man wartet darauf. Man wartet auf Taten. In der Frage der Homosexualität ist es das gleiche. Das Problem ist hier, daß die Kirche im Katechismus sagt: Wir verurteilen die Menschen nicht – aber sie auch nicht zu den Sakramenten zuläßt. Da besteht eine Diskrepanz; und man muß nun schauen, ob der Papst diese Diskrepanz bestehen lassen möchte – oder wird er etwas unternehmen, damit dieser Zwiespalt beseitigt wird?

Die Position, es dürfe keine spirituelle Einmischung in das persönliche Leben geben, ist ja auch das genaue Gegenteil dessen, was das Papsttum zumindest in den Zeiten der größten Machtfülle vertreten hat: daß die Kirche, insofern es um Sünden geht und insofern sie die Schlüsselgewalt hat, überall eingreifen könne, in das Persönlichste und Intimste ebenso wie in die Politik. Plakativ gesprochen: Ist die römische Kirche gerade dabei, sich neu zu erfinden? Ein völliger Neuanfang wäre meines Erachtens wünschenswert, aber das ist nicht im System drin, das muß man realistisch sehen. Rom denkt in Jahrhunderten, und das kurialistische Denken kann sicherlich nur langsam reformiert werden. – Ich denke, dieser Papst ist ein spiritueller Mensch, und er ist ein As-

ket. Und in beiden Richtungen hat er recht, wenn er sagt: Man soll nach dem Evangelium leben. Das Evangelium ist an sich sehr tröstlich und stärkend, aber es stellt auch gewisse Anforderungen an den Menschen, die natürlich jeder nur nach seinen eigenen Kräften verwirklichen kann. Jetzt muß man sehen: Wird bei ihm der Asket siegen, der von allen Menschen große Anstrengungen erwartet und deshalb nicht zu einer Liberalisierung tendiert, oder der Seelsorger, der meint, daß man die Menschen ermutigen muß und ihnen auf den richtigen Weg helfen, daß das aber nicht mit Zwangsmaßnahmen gelingt?

Wo scheint Ihnen der größte Reformbedarf in der heutigen römisch-katholischen Beichtpraxis zu bestehen?

Ich glaube, der Punkt ist schon benannt worden: Erst einmal wird die sogenannte Vollständigkeit der Beichte viel zu stark betont; und dann sollte klarer gesagt werden, daß es eine Sündenvergebung auch neben der Einzelbeichte, der sogenannten Ohrenbeichte, geben kann –

Wobei hierfür in der Zeit seit dem Zweiten Vatikanum ja durchaus Freiräume eröffnet wurden.

Aber es sollte noch deutlicher gemacht werden. Auch dadurch würde die Beichte freier.

Letzte Frage: Hat die Beichte ihre besten Zeiten hinter sich oder noch vor sich?

Das ist eine schwierige Frage. Ich denke, es ist auch eine Frage an den Heiligen Geist, der die Kirche führt: ob man dieses Institut, das nicht unbedingt im Neuen Testament enthalten ist, sondern sich später entwickelt hat, völlig abschafft, weil es Probleme mit sich bringt; oder ob man entdeckt, daß es da auch noch eine wirklich sehr hilfreiche Funktion gibt. Das muß man abwarten. Ich persönlich denke, daß die Beichte nicht ganz verschwinden wird, sondern daß man sich schon darauf besinnen wird, daß sie auch eine Begleitung und Hilfe für das spirituelle Leben ist.

Herzlichen Dank für dieses Gespräch!

Die Fragen stellte Cornelius van Alsum. Das Interview mit Papst Franziskus bzw. seine deutsche Übersetzung ist in Buchform erschienen: Antonio Spadaro, Das Interview mit Papst Franziskus, Freiburg i. B.: Herder 2013. Der Buchtext ist identisch mit der Fassung, die auf den Internetseiten der Zeitschrift „Stimmen der Zeit“ geboten wird: http://www.stimmen-der-zeit.de/zeitschrift/online_exklusiv/details_html?k_beitrag=3906412 (zuletzt aufgerufen am 18.3.2014).



Sandro Botticelli: La Divina Commedia, Purgatorio XXXI.
Das Irdische Paradies: Dantes Beichte; Beatrice enthüllt ihr Antlitz.
Metallstift und Feder in Braun auf Pergament (um 1488/1492).

Dante Alighieri

**DIE BEICHTE DES DICHTERS
(Purgatorio XXXI, 1–105)
übersetzt von Philalethes**

- „O du, der jenseits ist des heil’gen Stromes“,
Ihr Wort jetzt mit der Spitze nach mir richtend,
Das mit der Schneide schon mir herb erschienen,
Begann fortfahrend ungesäumt sie wieder,
5 „Sprich, sprich, ist Solches wahr? denn zu so grosser
Anklage muss noch dein Geständniss kommen.“
Also war meine Kraft erschüttert worden,
Dass zwar die Stimme sich bewegt’, allein schon,
Eh’ sie sich vom Organ gelöst, verlöschte.
10 Ein wenig harrend, sprach sie dann: „Was sinnst du?
Gieb Antwort, denn des Uebels Angedenken
Ist noch in dir vom Wasser nicht verletzt.“
Furcht und Verwirrung in Verbindung pressten
Ein solches „Ja!“ hervor mir aus dem Munde,
15 Das zu verstehn man des Gesichts bedurfte.
Gleichwie die Armbrust sprengt, wenn sie losgeht
Ob allzugrosser Spannung, Strang und Bogen
Und minder schnell das Ziel dann trifft der Bolzen,
Also, von jener schweren Last zersprengt,
20 Entlud ich mich durch Thränen und durch Seufzer,
Und meine Stimme stockt’ in ihrem Ausgang.
Und sie darob zu mir: „In deinem Sehnen
Nach mir, das dich ein Gut zu lieben lehrte,
Darüber man nicht Höhres kann erstreben,
25 Was fand’st für vorgezogene Gräben, oder
Für Ketten du, die dich der Hoffnung, vorwärts
Zu dringen, also nur berauben durften?
Und welch erleichternd Wesen, welcher Vortheil
Hat auf der Stirn der Andern sich gezeigt,
30 Dass du zu ihnen hinzuwandeln brauchtest?“
Nachdem ich ausgehaucht ein bittres Seufzen,
Konnt’ ich zur Antwort kaum die Stimme finden,
Und mühsam gaben ihr Gestalt die Lippen,
Und weinend sprach ich: Meine Schritte wandten
35 Mit falscher Lust die gegenwärt’gen Dinge,
Sobald sich euer Antlitz mir verborgen.

Die kursiven Erläuterungen sind direkt aus dem Kommentarteil der Philalethes-Übersetzung (s. u.) entnommen, die übrigen Anmerkungen hat der Hrsg. formuliert, jedoch überwiegend als Exzerpte aus Philalethes’ Kommentaren zu den betreffenden Versen.

V. 2: Es spricht Dantes verstorbene Jugendliebe Beatrice, die er nach seiner Beichte ohne Schleier sehen und die ihn durch die himmlischen Sphären führen wird. V. 2f.: *Bis jetzt hatte sie nur mit den Engeln gesprochen und gewissermassen indirect (mit der Schneide) mit Dante, jetzt wendet sie sich geradezu (mit der Spitze) nach ihm.*

V. 6: Die „Anklage“ sind die Worte Beatrices über Dantes bisherigen Lebensweg in Purgatorio XXX.

- Und sie: „Wenn du verschwiegst auch oder läugnet’st,
Was du gestehst, nicht minder wüsste drum man
Um deine Schuld doch; solch ein Richter kennt sie.
- 40 Doch wenn aus eignem Angesicht der Sünde
Anklage bricht hervor, dann kehrt in unserm
Gericht das Schleifrad sich der Schneid’ entgegen.
Indess, damit du besser Scham empfindest
Ob deines Irrthums und, wenn die Sirenen
- 45 Du hörst ein ander Mal, dich stärker zeigst,
Leg’ ab der Thränen Samen jetzt und horche,
Dass du vernehm’st, wie mein begrabner Leib dich
In umgekehrter Richtung treiben sollte.
Nie bot Natur dir oder Kunst ein grössres
- 50 Ergötzen als die schönen Glieder, drin ich
Verschlossen war, und die zerstreut als Staub jetzt.
Und wenn die höchste Lust dich so getäuscht hat
Durch meinen Tod, welch sterblich Wesen durfte
Dich ferner noch, sein zu begehren, locken?
- 55 Wohl solltest du dich bei dem ersten Streiche
Der trügerischen Dinge aufwärts schwingen
Mir nach, die nicht zu solchen mehr gehörte.
Nicht durfte dir die Flügel abwärts drücken,
Mehr Schläge zu erwarten, sei’s ein Mägdlein,
- 60 Sei’s andrer Tand vergänglichem Gebrauches.
Ein unerfahren Vöglein wartet’s zweimal
Und dreimal ab; doch fruchtlos vor den Augen
Der Flüggen spannt ein Netz man oder schösse.“
Den Kindlein ähnlich, die voll Scham verstummend,
- 65 Die Augen an den Boden, stehn und horchen,
Die eigne Schuld erkennend und bereuend,
Also stand ich, und Jene sprach: „Ob auch dich,
Was du vernommen, schmerzt, erheb’ den Bart jetzt,
Und grössern Schmerz wirst aus dem Schaun du schöpfen.“
- 70 Mit minderm Widerstand wird eine mächt’ge
Zirneich’ entwurzelt, sei es durch den Auster,
Sei’s durch den Wind, der weht von Jarba’s Lande,
Als ich auf ihr Gebot das Kinn emporhob;
Und da durch „Bart“ sie das Gesicht bezeichnet,
- 75 Erkennt’ ich wohl den Stachel des Gedankens.
Und als mein Angesicht ich aufwärts streckte,
Da sah mein Blick, dass inne jetzt gehalten
Mit Blumenstreun die Urgeschöpfe hatten;

V. 46: Ob unter dem Samen der Thränen diese selbst oder ihre Ursachen, der Schmerz und die Schmerzgefühle, zu verstehen seien, darüber sind die Meinungen getheilt. Der Sinn scheint in der Hauptsache immer derselbe zu sein, nämlich der: „Höre auf zu weinen und merke auf meine Lehre“. V. 47f.: Mein begrabener Leib, – mein Tod nämlich sollte dich statt der Welt und ihren Freuden dem Himmel zuführen. V. 62f.: Stelle aus den Sprüchwörtern Salomonis I. 17. Der bittere Verlust, den du erfahren hast, sagt Beatrice, hätte dich besser über den Unbestand der irdischen Dinge belehren sollen. Würde wohl ein bereits flügger Vogel sich fangen oder schiessen lassen, wenn man vor seinen Augen eine Schlinge legte oder den Bogen spannte? V. 71f.: Durch den Südwind bzw. den Südwestwind. Beide galten als besonders sturm- und gewitterträchtig. V. 74f.: In dem Ausdrücke „Bart“ [...] lag ein Vorwurf für Dante, dass er, ein Mann von reifen Jahren, so leichtsinnig gewesen sei. V. 78: Die „Urgeschöpfe“ sind die Engel.

Und meine Augen, noch unsicher, sahen
 80 Beatrix nach dem Thier gewandt, das einzig
 In einerlei Person fasst zwei Naturen.
 Bedeckt vom Schlei'r, jenseits des grünen Strandes
 Besiegte sie, wie einst sie war, sich selber
 Mehr als, so lang sie hier noch war, die Andern.
 85 Da brannte mich so sehr der Reue Nessel,
 Dass von dem Andren All, was mich am meisten
 Zu seiner Liebe zog, zumeist mir Feind ward.
 Also ergriff mein Herz jetzt Selbsterkenntniss,
 Dass übermannt ich hinsank, und wie jetzt ich
 90 Geworden, weiss nur sie, die's hat verursacht.
 Drauf, als mir's Herz nach aussen Kraft zurückgab,
 Sah ich das Weib, das ich allein gefunden,
 Jetzt über mir, und „Fass' mich! fass' mich!“ rief es,
 Versenkt hatt's in den Fluss mich bis zum Schlunde,
 95 Und hinter sich einher mich ziehend, ging es
 Leicht wie ein Weberschiff hin auf dem Wasser.
 Als nah ich kam dem seligen Gestade,
 Hört' ich *asperges me* so lieblich, dass ich's
 Nicht wiederdenken kann, noch minder schreiben.
 100 Die Arm' erschloss das schöne Weib, umarmte
 Mir's Haupt und tauchte dann so tief mich unter,
 Dass ich das Wasser hinterschlucken musste.
 Dann zog sie mich heraus, also gebadet
 Darbietend mich dem Tanz der holden Viere,
 105 Davon mich Jede mit dem Arm bedeckte.
 [...]

V. 80f.: *Beatrice, welche vorher nach dem Bache [Lethe] zu gewendet stand, hat sich nunmehr wieder gerade nach vorn gegen den geheimnissvollen Greif gewendet.* V. 91: *Als ich wieder zu mir kam, als das Herz, dem das Blut aus allen Theilen des Körpers zugeströmt war, dasselbe wieder nach aussen zurückstiess.* V. 92: Matelda, die erstmals in Purgatorio XXVIII, 37ff. erscheint. Die Deutung dieser Gestalt und ihre etwaige Identifikation mit einer historischen Persönlichkeit werfen einige Schwierigkeiten auf und brauchen hier nicht näher erörtert zu werden. V. 98: „*Asperges me hysopo et mundabor.*“ „*Besprenge mich mit Ysop, und ich werde rein werden.*“ Stelle aus dem 50. Psalm von häufigem kirchlichen Gebrauche, insbesondere bei der Sprengung mit Weihwasser. Von ihr an gehen in jenem Psalm die Reuegefühle in tröstliche Empfindungen über. V. 104f.: Die vier Kardinaltugenden. Zum Gesamtzusammenhang s. den Kommentar von Philalethes (S. 310) zu den Schlußversen von Purgatorio XXX: *Wir finden daher hier abermals [wie schon bei Dantes Eintritt in das Purgatorium] in der Hauptsache die zur Busse erforderlichen Stücke. Schon in diesem Gesange [XXX] traf man die Reue und das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit an. Im folgenden Gesange findet sich die Beichte und statt der Lossprechung die Untertauchung in den Lethe. Sehr sinnreich ist es, dass hier ein Symbol eintritt, das mehr der Taufe als der Busse angehört, weil nämlich jetzt nach vollendeter Rechtfertigung erst die volle Wiederherstellung der ursprünglichen Unschuld stattfindet. Auch dann erst kann ein vollkommenes Vergessen der vorhergegangenen Schuld eintreten; so lange der Kampf dauert, darf auch die Reue nicht ganz erlöschen.*

PHILALETES (König Johann von Sachsen, 1801–1873) übersetzte Dantes „Göttliche Komödie“. Seine Kommentierung der „Commedia“ gilt nach wie vor als Standardwerk. Benutzte Ausgabe: Dante Alighieri's Göttliche Comödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Zweiter Theil: Das Fegfeuer, Leipzig 1868 (unv. Abdr. der bericht. Ausg. von 1865–66), hier S. 311–315. Die Orthographie wurde belassen, die Anführungszeichen aber dem heutigen Gebrauch angepaßt. – Philalethes' Übersetzung ist auch in neueren Taschenbuchausgaben verfügbar (u. a.: Nikol, Hamburg 2010).

Michael Hillen
VIER GEDICHTE

VERSCHWIEGEN

gestern abend, erzählen sie sich, habe sie wieder verloren
am küchentisch gesessen vor einem belegten brot
und wie so oft keinen bissen runterbekommen,
allein noch ihre offenen narben, bezeugt eines,
gleich ob die an der schläfe
oder die verborgenen, verbinde sie
mit einem angenehmen gefühl,
mehr noch, sagt schweigend das aus dem erker,
die vorgeschichte jeder einzelnen
gehöre zu den glücklicheren augenblicken
ihres betagten lebens,
als jemand noch da war
der wartete, sich sorgte –

die fenster, verschwiegen
durchschauen uns

DIE POESIE IST AM ENDE

aus der zeitung die fakten:
bewerbung des nicht
vorbestraften niklas k.
für den polizeidienst.
bestätigung der direktion bocholt
betr. erhalt einer mappe
am 18. september.

inhalt:

1 anschreiben

1 lichtbild

1 lebenslauf.

in der rubrik werdegang

(der anwärter ist ›fünf‹)

ein einziger eintrag:

besuch des kindergartens
›über den wolken‹

NOTIZ FÜR MONTAIGNE

kürzlich las ich
von einem kind, selig
nachdem es einen abgebrochenen
holzstiel gefunden hatte –
sein einziges spielzeug
im lager.

in den sinn geriet mir
›seht doch, wieviele enden
dieser stock hat‹,
ein verbürgter ausruf von Ihnen
der mir uneingeschränkt stimmig schien
als ihn ihn festhielt

GRENZEN

weiß die arbeiter im schnee
in leinen zu tränken,
ein totenzimmer, ein krankes kind
und inger munch, seine schwester

porträtiert fieber
und asche, verzweiflung
und melancholie,
die stimme, den schrei –

dieses bildnis kann er nicht anfertigen:
›zu alt‹, bittet er das königshaus um nachsicht,
noch ›zu lernen
wie man orden malt‹

MICHAEL HILLEN, geb. 1953 in Bonn, wo er wohnt und arbeitet. Lyriker. Beiträge in Zeitungen, Literaturzeitschriften, Anthologien. Letzte Veröffentlichungen: die Gedichtbände „Ablegende Schiffe“ und „Beschattete Erinnerungen“ (Silver Horse Edition, Marklkofen 2009 bzw. 2011) sowie „Frau Röntgens Hand“ (Edition Keiper, Graz 2012). – Mehr unter www.nrw-literatur-im-netz.de.

DAS BEICHTSAKRAMENT IN STEFAN ANDRES' „WIR SIND UTOPIA“

Szene aus dem Spanischen Bürgerkrieg: Ein kriegsgefangener Soldat und ein Leutnant diskutieren über Wesen und Bedingungen der Beichte.

„Der Leutnant blickte ihn trotzig an. ‚Warum scherzen Sie? Ich weiß genau so gut wie Sie, daß diese Äußerlichkeiten nichts mit dem Wesen des Sakramentes zu tun haben.‘ ‚Na also, ich bin für das Wesentliche, und das ist mir in diesem Fall schon äußerlich genug.‘ ‚Sagen Sie‘ – der Leutnant näherte sich Paco mit einem langsamen Schritt, sein fettes Gesicht war von Unsicherheit, ja, Furcht gezeichnet –, ‚glauben Sie etwa nicht an das Sakrament?‘ Paco legte ihm die Hand auf die Schulter: ‚Keine Bange, Señor Teniente! Ob ich glaube oder nicht, das ist gleich. Sie hätten das bei weiterem Lesen in Padre Damianos Buch auch noch herausgefunden. Die Beichte als opus operatum, das Sakrament hängt nicht vom Glauben des Spendenden ab. Die Kirche ist sehr gründlich und auch vorsichtig. Notwendig ist, daß ich die Weihe habe und daß wir beide alles tun in der Absicht der Kirche, dann passiert es: Sie werden, und wenn Sie der räudigste Hund auf Gottes Erdboden sind, durch Christi Verdienst wieder in den Stand der Gnade versetzt. Sie als Jurist müssen doch Freude an diesem Ausdruck haben: Stand der Gnade! Und überhaupt dieser Vorgang!‘“ (78)

Der Matrose Paco Hernandez wird mit anderen in einem Kloster interniert, in dem sich bereits 200 Kriegsgefangene und eine kleine Wachmannschaft – Leutnant Pedro Gutierrez, ein Sergeant und zwei Soldaten – befinden. In der Stadt sind Flak-Batterien stationiert, die feindliche Artillerie und Luftwaffe kommen näher. Die Mönche des Karmelitenklosters wurden bei der erst kürzlich erfolgten Räumung des Klosters alle umgebracht; der Leutnant rühmt sich, den widerspenstigsten Pater – es war der alte Padre Damiano – eigenhändig über die Balustrade gestürzt zu haben. Paco hat dieses Kloster, in dem er als Padre Consalves lebte, vor zwanzig Jahren verlassen; als der Leutnant in ihm einen Priester erkennt (Paco: „Aber exkommuniziert natürlich!“ [40]), erlaubt er ihm den Bezug seiner früheren Zelle. Aus den Prahlereien des Leutnants realisiert Paco, daß sein früherer Freund, der „Schöngest und unentschiedene Weichling“ (44) Padre Julio, in dieser Zelle durch die Tür, die er nicht schnell genug öffnete, erschossen wurde: Er „war so gestorben, daß seine Mörder mit einer Art Vergnügen von seinem Tod erzählten“ (44). Die Zelle hat für Paco Vorteile: Er selbst hat in seiner Klosterzeit das Gitter vor dem Fenster angesägt, daß es nur noch „Dekor“ (43) war – er hat eine Möglichkeit zur Flucht. Als er unverhofft an ein Messer kommt, plant er, den Leutnant zu erstechen und seine Mitgefangenen zu befreien. Der Leutnant hingegen verlangt von dem abtrünnigen Priester, ihm die Beichte abzunehmen. Der lehnt ab: „Paco hob die Hand: ‚Bitte nicht Padre, und an alte Namen will ich nicht erinnert sein: Ich habe den Padre in tausend Hafenschenken im Wein ertränkt und in Lotterbetten verhurt, damit Sie's ganz genau wissen.‘ ‚Um so besser für mich‘, flüsterte Leutnant Pedro, seine ein wenig glotzenden Augen in dem aufgeschwemmten Gesicht stoben Funken von Begierigkeit, schien es Paco für einen Augenblick, und er fühlte sich beklommen.“ (46) Viele der von ihm begangenen Greuel lassen den Teniente innerlich kalt, aber ein Massaker in einem Nonnenkloster verursacht ihm Alpträume. „Sie können sich beim besten Willen nicht vorstellen, was ich angestellt habe, Sie nicht (...) Meine Sünden besuchen mich im Traum – es ist – o misericordia!“ (50) Befreiung erhofft er sich von der Absolution. Von einem der wachhabenden Soldaten erfährt Paco mehr: „Der Soldat schüttelte ruhig den Kopf: ‚Nein, ich habe nichts getan, ich habe die Nonnen nur schreien gehört – ich habe mir die Ohren zugehalten, die Nacht war lang. Ich dachte an meine Kinder, sechs, noch alle unmündig, auch Mädchen!‘“ (69)

Paco hingegen entdeckt an der Decke seiner Zelle einen alten Wasserfleck, den er in seiner Mönchszeit als „Utopia“ ausgestaltet hat: ein Land, in dem es „Mord, Raub und Betrug“ nicht gibt und in dem er selbst „von den acht Seligkeiten und (...) vom Allvereiner Dionysos“ (53) predigte. Dieses Traumland war ein Streitpunkt zwischen ihm und seinem Beichtvater und Dogmatikprofessor Padre Damiano – „er war ein unsagbar nüchterner Mystiker! (...) ‚Wechseln Sie die Zelle, oder lassen Sie Ihre Insel zustreichen, oder noch besser: Fahren Sie nicht mehr hinüber. Vergessen Sie nicht: noch keiner hat die Welt zu einem Utopia reformieren können, keiner, selbst Er [Christus] nicht! (...) Hier ist der Weg, die Wahrheit und das Leben – und nicht da oder dort (...) Und nun sei treu und kühn, glaube hoffe und vor allem liebe!‘“ (55f.) – letztendlich der Grund für seinen Klostersaustritt. Padre Damiano kritisiert, daß auf „Utopia“ der Mensch keinen freien Willen mehr habe. Dies aber mache den Menschen aus: „Nehmen Sie also die Blanko-Vollmacht, die Ihnen Gott ausgestellt hat, ich meine Ihre Freiheit des Handelns, nehmen Sie das himmlische Aktenstück zurück, es gehört Ihnen! Aber vergessen Sie nicht, das Kapital dahinter, das sind Sie selber. Sie verfügen, mit göttlicher Genehmigung, über sich und alles, was Sie sind und haben. (...) Aber passen Sie auf: der letzte Scheck im Buch (...), den stellen Sie auf die Liebe aus, in irgendeiner Form auf die Liebe, auf etwas, was nicht Sie sind – sondern das Sie braucht. (...) Gott ist gnädig! Und im Karmel sollen Sie sterben!“ (58f.)

Noch vor der Beichte gibt Pedro zu, daß er wegen der herannahenden Artillerie das Kloster räumen müsse: Die Gefangenen sollen alle erschossen werden – er bietet dem Ex-Mönch an, vorher allen die Generalabsolution zu erteilen. Paco plant nunmehr mit Entschiedenheit, den Leutnant nach abgelegter Beichte zu erstechen. Doch unmittelbar vor der Absolution spürt der Leutnant das Messer in Pacos Hosentasche. „Gott ist gnädig!“ Paco hatte das mit einem wirren Lächeln vor sich hingemurmelt, und nun erhob er sich auch, zog langsam das Messer aus der Tasche und legte es vor sich auf den Tisch. (...) ‚Ich hatte Ihren Tod beschlossen, ich wollte Sie losprechen und sofort niederstechen, um die Gefangenen zu befreien. Ich wollte es – wie ein Automat! Genauso gehorsam wie Sie! Aber da kam ein Engel zwischen uns, und nun brauch ich es nicht zu tun!‘“ (86f.)

Leutnant Pedro läßt die Gefangenen im ehemaligen Kloster-Refektorium versammeln, betont die Gefahren des Abzuges und bietet die Generalabsolution durch einen Priester an. Paco erkennt, daß das Refektorium die Menschen in trügerischer Sicherheit wiegen soll und hinter dem Speiseschalter ein Maschinengewehr versteckt ist; „das dumpfe Schuldgefühl [hatte] ihn noch unentrinnbarer umfassen“ (89). In schlichten Worten mahnt er zum Gedenken an Gott, Frauen und Kinder. „Und keiner solle Gott die Schuld von alledem geben, sondern den Menschen und auch sich selber. ‚All unsere Gewaltsamkeit ist zusammengekommen, und jetzt tobt sie sich aus‘, so sagte er und fast eilig fügte er bei, ‚aber auch all unsere Unentschiedenheit, unsere Schwäche und Furcht (...) denn ja, hätte einer von uns zur rechten Zeit das Messer gebraucht (...) Gott richtet und Gott ist gnädig.‘ Dann sprach er die Gebete – er kannte sie noch Wort für Wort. (...) welche Häufung von Güte in so juristisch kalten Worten“ (90). Mit Pacos „Amen“ öffnet sich die Schiebetür zur Küche, „ein jähes Rattern erfüllte die Wände, als fahre ein eiserner Sichelwagen unsichtbar durch den Saal (...) während er selber, einen Schlag zwischen den Schultern verspürend, nach hinten sank, als fange ihn die Unendlichkeit eines weichen Abgrundes auf, in den er ewig sinken könne, ohne je hart auf einen Grund aufstoßen zu müssen.“ (90)

Als Stefan Andres im Sommer 1941 seine Novelle „Wir sind Utopia“ schrieb, war der Spanische Bürgerkrieg (17. Juli 1936 bis 1. April 1939) noch nicht „vergangene Geschichte“ – im Gegensatz zum Inquisitionsszenario von „El Greco malt den Großinquisitor“ (1936). Im Zuge des Spanischen Bürgerkriegs wurden nach kirchlichen Angaben rund 7000 Geistliche und zahlreiche Nonnen getötet; ca. 1000 Opfer wurden seit 1989 als Märtyrer selig- oder heiliggesprochen. Insgesamt spricht man von rund 700.000 Opfern, wobei die Geschichte noch längst nicht aufgearbeitet ist.

Stefan Andres (1906–1970) war 1937 von der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen worden. Seitdem lebte er – vor allen Dingen aus Angst um seine Frau Dorothee, die Halbjüdin war – in dürftigsten Verhältnissen in Positano bei Salerno. Sorge um seine Frau war auch der Grund für die Abfassung von „Wir sind Utopia“: „Dorothee Andres lag monatelang mit einer lebensgefährlichen Erkrankung im Internationalen Hospital von Neapel“ (Rotermund, 285), was dringend Geld erforderte. In nur vierzehn Tagen entwarf Andres den Text – der allerdings schon länger in ihm reifte – und diktierte ihn dann sofort in die Maschine. Die Frankfurter Zeitung nahm die Novelle an. Als „antikommunistisch“ mißverstanden und mit Sondergenehmigung des Propagandaministeriums erschien sie bei Riemerschmidt 1943 als Buch, war allerdings auch der Grund dafür, den Verlag zu schließen. Riemerschmidt verbreitete aber die gedruckten Exemplare nach dem Verbot illegal.

1949 dramatisierte Andres seine Novelle; „Gottes Utopia. Tragödie in fünf Akten“ wurde von Gustav Gründgens 1950 im Düsseldorfer Schauspielhaus uraufgeführt und in der Folgezeit auf den deutschen Bühnen häufig gespielt. Mehrfach wurde sie – auch für das Fernsehen – verfilmt. „Wir sind Utopia“ wurde seit Ende des Krieges zum Bestseller und war bis in die 1980er Jahre Schullektüre – obwohl kontrovers interpretiert. Die Novelle gehört bis heute zu den bekanntesten Werken von Stefan Andres.

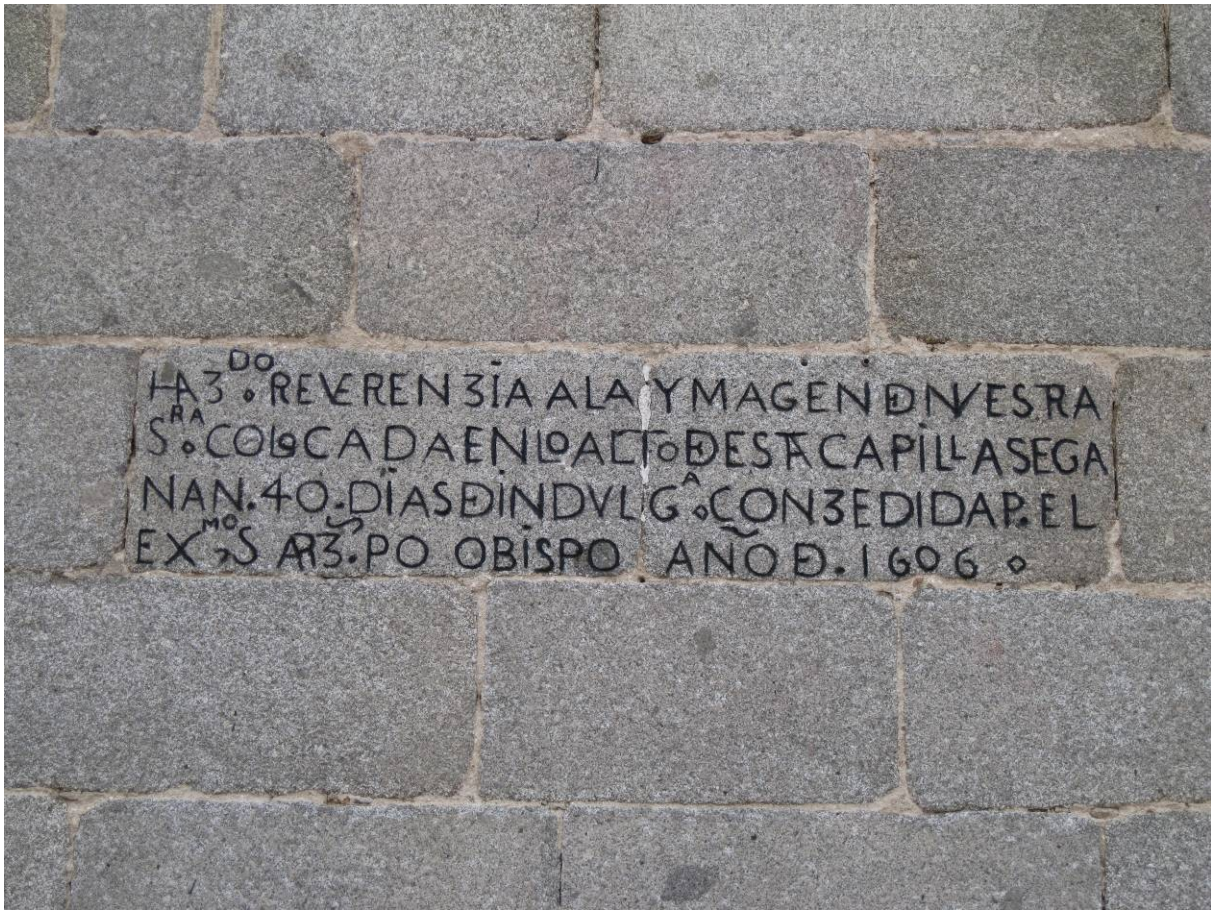
Es greift zu kurz, die Novelle als „Priesterroman“ zu interpretieren, auch wenn theologische Erwägungen – nicht immer in „rechtgläubiger“ Form, wie es Andres zu Eigen ist – weite Strecken des Textes ausfüllen. Doch nicht über Taufe und Eucharistie wird gehandelt, sondern nur über die Buße – das Sakrament des schuldig gewordenen Menschen.

Leutnant Pedro reduziert den Ex-Mönch Paco, der glaubt, mit seiner Vergangenheit abgeschlossen zu haben, in fast „abergläubischer Weise“ auf den priesterlichen Verwalter des Bußsakramentes. Auch der Verweis auf die Exkommunikation Pacos (40) kann ihn davon nicht abbringen. Er macht Reste religiöser Unterweisung geltend: „Ich weiß das noch aus der Schulzeit: Sie bleiben Priester, Sie behalten alle Vollmachten!“ (48) In der Tat gilt nach katholischer Lehre das theologische Axiom „einmal Priester, immer Priester“ (*semel sacerdos, semper sacerdos*). Dies wird noch durch die Rede vom „unauslöschlichen Siegel“ (dem *charakter indelebilis*) verstärkt, das durch die Priesterweihe vermittelt wird (analog der Taufe). Begründet wird diese theologische Aussage unter anderem mit einer Bibelstelle aus dem Hebräerbrief: „Du bist Priester auf ewig nach der Ordnung Melchisedeks.“ (Hebr 5,6)

Doch der Automatismus, den Pedro voraussetzt, funktioniert nicht: „Gewiß, gewiß, Pacos Stimme kam, als beruhige er ein Kind, doch ich als exkommunizierter Priester könnte Sie nur in articulo mortis, wie der Fachausdruck lautet, lossprechen. – Daß Sie aber am Sterben sind, kann man wirklich nicht behaupten.‘ ‚Gottverdammter Theologenkram‘, der Leutnant sprang in die Höhe, ‚wenn ich mich nicht in Todesgefahr fühlte, nähme ich mir Zeit.““ (49) Bei akuter Todesgefahr ist nach dem Kirchenrecht jeder, auch der exkommunizierte, Priester nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, die Sakramente zu spenden.

Die allgemeine Gefahr, in den Kriegshandlungen zu sterben, will aber selbst Pedro nicht als Grund gelten lassen; sein Begehren nach dem Sakrament ist egoistischer: Er will seine Alpträume loswerden. Reue über seine Taten fühlt er nicht, mit „unheimlicher Exaktheit“ spricht er von der „Säuberung des Klosters“, „ich kam meinen Befehlen nach“ (68). Mit Seelenruhe ordnet er nach telefonischer Anweisung seiner Vorgesetzten die Exekution der über 200 Gefangenen an – einzig aus dem Grund, weil ein Abtransport mühselig wäre und man sie dem Feind nicht zurücklassen möchte.

Gerade der „Theologe Paco“ erkennt, „das Leben der anderen zu verteidigen, ist sogar eine sittliche Forderung“ (60). Er hat während des Bürgerkrieges bereits „vier Soldaten, vier Feinde, vier Spanier aus der Nähe getötet“ (75), vielleicht auch mehr. Vor dem Tod hat er wie vor dem Töten keine Angst; er plant genau, wann und wie er den Leutnant niederstechen, die Gefangenen



„Vierzig Tage Ablass für die Verehrung des Bildes Unserer Lieben Frau im Inneren dieser Kapelle.“
Inscription an der Kathedrale von Ávila.

befreien und fliehen kann. Er stellt sich die Plazierung der Maschinengewehre vor und wie man sie umgehen oder gar erbeuten könnte.

Für das Begehren des Leutnants hat Paco nur Verachtung; grimmig denkt er: „Dieser formalistische Hund will also beichten, hat Angst vor der Hölle.“ (60) Als er zu Pedro in die Klosterbibliothek gerufen wird, hat dieser das „Handbuch für Beichtväter“, verfaßt von Padre Damiano, in Händen und beruft sich auf die kirchliche Lehre: „Es genügt die unvollkommene Reue, die pure Angst vor der Hölle also, um gültig losgesprochen zu werden, das wär ja auch noch schöner.“ (63) Wünschenswert wäre nach katholischer Lehre freilich die „vollkommene Reue“, d. h. die Abkehr von der Sünde aus Liebe zu Gott. Paco versucht, den Teniente zu einem kleinen Akt der Menschlichkeit zu bewegen – ihm Zigaretten zu geben, ohne das Hören der Beichte daran zu knüpfen. Doch im folgenden Gespräch erzählt Pedro ohne jegliche Regung von Reue, wie er Padre Damiano getötet hat.

Ein weiteres Mal wird Paco in die Bibliothek bestellt. Der Leutnant hat alles für die Beichte gerichtet: ein Sessel, eine Stola. Eine neue theologische Diskussion beginnt (vgl. das Zitat am Anfang). Paco betont, daß es für die Wirksamkeit der Beichte nicht nötig ist, daß der Spender des Bußsakramentes „würdig“ ist oder auch nur glaubt; die katholische Lehre besagt, daß der Priester bei der Spendung der Sakramente stellvertretend für Christus, *in persona Christi*, handelt. Christus wirkt in den Sakramenten, er ist der eigentliche Spender.

Noch vor der Beichte gesteht Pedro in einem Anfall von Selbsterkenntnis jugendliche Tierquälereien und das „Köpfen“ seiner Spielfiguren aus dem Puppentheater, wonach er selbst „auf

einen Henker wartete“: „Ich war von Jugendzeit an – schlimm – ein Biest.“ (80) Schon bei der Andeutung des Nonnenmassakers gebrauchte er ähnliche Worte: „Ich bin ein Teufel“, knirschte die Schattengestalt, er sah jetzt sehr klein aus, der Teniente Don Pedro.“ (51) Er hat die „Größe“ des Menschen verloren, ist „von Jugend auf sehr zerebral (...) und brutal sinnlich“ (82). Freude empfand er aber bei allen Untaten nicht, war nie froh (81).

Endlich greift Paco nach der Stola, küßt das in die Mitte gestickte Kreuz und legt sich das Zeichen der priesterlichen Vollmacht um. Die priesterliche Stola gilt symbolisch als „Joch Christi“. Der auf soldatische Handlungen gerichtete frühere Gedanke Pacos „man werkte im Joch“ (61) bekommt nun eine ganz andere Bedeutung: Mit dem Umlegen der Stola hat er sich – wieder – unter das Joch Christi begeben, dem er zwanzig Jahre lang entflohen war. Paco wird quasi eine andere Person: „er segnete nicht wie einer, der das von sich aus tut, sondern auf eine unprivate, unpersönliche Weise, sozusagen von ferne, aber voll der Kraft und Autorität“ (83).

Entsetzt von den Taten des Leutnants, die dieser bekennt – ohne daß sie näher erläutert werden; sie fallen auch im Text der Novelle „unter das Beichtsiegel“ –, rät Paco diesem, um den Tod zu bitten, denn die Sünde trenne nicht von Gott, aber vom Leben. Kryptisch spricht er vom überraschenden Tod – seinen Plan damit fast aufdeckend. Ein Telefonanruf befiehlt dem Leutnant den raschen Aufbruch; dieser bestätigt dies „eben so gleichgültig wie hart gehorsam“ (84).

Ein letztes Mal will Paco den Teniente aufrütteln: „Denken Sie an IHN, dem Sie vielleicht schon bald gegenübertreten, an den Heiligen, Lichten, an den Frohen. Und dann handeln Sie, wie Sie handeln müssen. Vielleicht geschieht auch noch ein Wunder (...)“. (86) Doch Pedro fühlt sich nur als Vollzugsorgan, als Automat, der zu freier Entscheidung nicht fähig ist. Paco fragt, ob er die Befehle gern befolge – erst jetzt wehrt sich Pedro: „So grausam bin ich doch nicht, nicht grausam in dieser Art!“ Im gleichen Moment greift er – vor Paco kniend – in die Spitze des Messers, das in der Hosentasche verborgen ist. Beide erstarren; Paco gesteht seine Absicht. „Ich wollte es – wie ein Automat!“ (87) Doch er empfindet es als Gnade Gottes, als himmlisches Eingreifen („Engel“), wie Abraham seinen tödlichen Vorsatz nicht ausführen zu müssen. Dies ist das „unerhörte Ereignis“, das die Erzählung zur Novelle werden läßt.

Leutnant Pedro kniet sich erneut hin und empfängt die Lossprechung. Paco legt die Stola ab und die beiden Gegner küssen sich. Pedro macht noch ein schüchternes Rettungsangebot, doch der Priester lehnt ab: „Kein Mensch kann einen Menschen retten! Man kann sich gegenseitig schonen (...)“. (87) Im Geist vereinigt er sich mit seinen ermordeten Mitbrüdern, fühlt sich aber gegenüber seinen Mitgefangenen schuldig, weil er den Versuch zur Rettung verwirkt hat. Seine letzte Handlung ist die Generalabsolution für seine Mitgefangenen: die Vergebung der Sünden ohne vorheriges Einzelbekenntnis; nur in Todesgefahr erlaubt. „Nachlassung, Lossprechung und Verzeihung eurer Sünden“ (90) – die Häufung göttlicher Güte bringt der Ex-Mönch Paco in den Terror und die Vernichtung.

„Die Heiligen, die Liebenden und die utopischen Träumer dichten immerfort auf ihre Weise an der Welt weiter.“ (45)

Ausgaben und Literaturhinweise:

Benutzte Ausgabe:

Andres, Stefan: Wir sind Utopia. Prosa aus den Jahren 1933–1945. Hrsg. von Erwin Rotermund. Göttingen: Wallstein-Verlag 2010 (Stefan Andres, Werke in Einzelausgaben). ISBN 9783835305861.

Nach dieser Ausgabe sind die Seitenzahlen in Klammern genannt.

Ferner zugänglich als:

Andres, Stefan: Wir sind Utopia. El Greco malt den Großinquisitor: Zwei Novellen. München: dtv 2006. ISBN 9783423134606.

Weiterführende Literatur allgemein:

Braun, Michael: Stefan Andres. Leben und Werk. Bonn: Bouvier ²2006 (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft 398). ISBN 3416026926.

Mein Thema ist der Mensch. Texte von und über Stefan Andres. Hrsg. vom Wissenschaftlichen Beirat der Stefan-Andres-Gesellschaft. München: Piper 1990. ISBN 3492112854.

Klapper, John: Stefan Andres. Der christliche Humanist als Kritiker seiner Zeit. Bern: Lang 1998. ISBN 390 6759733.

Blumenthal, Sieghild von: Christentum und Antike im Werk von Stefan Andres. Hamburg: Kovac 1999. ISBN 3860648942.

Andres, Dorothee: „Carpe Diem ...“ Mein Leben mit Stefan Andres. Bonn: Bouvier 2009. ISBN 9783416 031769.

Rotermund, Erwin/ Ehrke-Rotermund, Heidrun: Getarnte Regimekritik. Stefan Andres' Kurzprosa der frühen Vierziger Jahre.

Eibl, Karl: Selbstbewahrung im Reiche Luzifers? Zu Stefan Andres' Novellen El Greco malt den Großinquisitor und Wir sind Utopia.

Beides in:

Stefan Andres: Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts. [Vorträge, die anlässlich des Internationalen Stefan-Andres-Symposiums vom 2. bis 4. Mai 1997 an der Universität Trier gehalten wurden.] Hrsg. von Michael Braun. Frankfurt am Main: Lang 1999 (Trierer Studien zur Literatur 32). ISBN 3631346263.

DORIS WEIRICH wurde 1955 in Trier geboren. Nach dem Studium der Katholischen Theologie, Germanistik und Erziehungswissenschaften Assistententätigkeit am Lehrstuhl für Dogmatik und Dogmengeschichte an der Theologischen Fakultät Trier. Seit 1988 im Dienst des Bistums Trier, bis 2004 als Bildungsreferentin (Katholische Erwachsenenbildung), seither als Dekanatsreferentin. 1995 Promotion im Fach Dogmatik mit einer Arbeit aus dem Bereich der Christologie. 1997–2007 Vizepräsidentin der Stefan-Andres-Gesellschaft. Gemeinsam mit Sieghild von Blumenthal Herausgabe von: Stefan Andres: Die Versuchung des Synesios. Göttingen: Wallstein-Verlag 2013 (Stefan Andres, Werke in Einzelausgaben). ISBN 97838353 11886.

Friedrich Schiller

DIE BEICHTE MARIA STUARTS (Maria Stuart V 7, V. 3632–3764)

Maria führt ein letztes Gespräch mit ihrem Haushofmeister Melvil. Sie sehnt sich vor ihrer Hinrichtung nach der Beichte und der Kommunion, die für sie aber in der Haft mangels eines katholischen Priesters unerreichbar seien. Melvil sagt daraufhin, Gott könne ihr auch jetzt einen Altar bereiten. Sie mißversteht ihn zunächst:

[...] Melvil! Versteh ich euch? Ja! Ich versteh euch!
Hier ist kein Priester, keine Kirche, kein
Hochwürdiges – Doch der Erlöser spricht:
Wo zwey versammelt sind in m e i n e m Namen,
Da bin ich gegenwärtig unter ihnen.
Was weiht den Priester ein zum Mund des Herrn?
Das reine Herz, der unbefleckte Wandel.
– So seid i h r mir, auch ungeweiht, ein Priester,
3640 Ein Bote Gottes, der mir Frieden bringt.
– Euch will ich meine letzte Beichte thun,
Und euer Mund soll mir das Heil verkünden.

MELVIL. Wenn dich das Herz so mächtig dazu treibt,
So wisse, Königin, daß dir zum Troste
Gott auch ein Wunder wohl verrichten kann.
Hier sey kein Priester, sagst du, keine Kirche,
Kein Leib des Herrn? – Du irrest dich. Hier i s t
Ein Priester, und ein Gott ist hier zugegen.
*(Er entblößt bei diesen Worten das Haupt, zugleich zeigt er ihr
eine Hostie in einer goldenen Schale.)*
– Ich bin ein Priester, deine letzte Beichte
3650 Zu hören, dir auf deinem Todesweg
Den Frieden zu verkündigen, hab' ich
Die sieben Weihn auf meinem Haupt empfangen,
Und diese Hostie überbring ich dir
Vom heil'gen Vater, die er selbst geweiht.

MARIA. O so muß an der Schwelle selbst des Todes
Mir noch ein himmlisch Glück bereitet seyn!
Wie ein Unsterblicher auf goldnen Wolken
Herniederfährt, wie den Apostel einst
Der Engel führte aus des Kerkers Banden,
3660 Ihn hält kein Riegel, keines Hüters Schwerdt,
Er schreitet mächtig durch verschloßne Pforten,
Und im Gefängniß steht er glänzend da,
So überrascht mich hier der Himmelsbote,
Da jeder ird'sche Retter mich getäuscht!
– Und ihr, m e i n Diener einst, seid jetzt der Diener
Des höchsten Gottes, und sein heil'ger Mund!
Wie eure Kniee sonst vor mir sich beugten,
So lieg ich jetzt im Staub vor euch.

(Sie sinkt vor ihm nieder.)

MELVIL *(indem er das Zeichen des Kreuzes über sie macht).*

Im Namen

Des Vaters und des Sohnes und des Geistes!

3670 Maria, Königin! Hast du dein Herz
Erforschet, schwörst du, und gelobest du
Wahrheit zu beichten vor dem Gott der Wahrheit?

MARIA. Mein Herz liegt offen da vor dir und ihm.

MELVIL. Sprich, welcher Sünde zeihst dich dein Gewissen,
Seitdem du Gott zum letztenmal versöhnt?

MARIA. Von neid'schem Hasse war mein Herz erfüllt,
Und Rachgedanken tobten in dem Busen.
Vergebung hofft ich Sünderin von Gott,
Und konnte nicht der Gegnerin vergeben.

3680 MELVIL. Bereuest du die Schuld, und ist's dein ernster
Entschluß, versöhnt aus dieser Welt zu scheiden?

MARIA. So wahr ich hoffe, daß mir Gott vergebe.

MELVIL. Welch andrer Sünde klagt das Herz dich an?

MARIA. Ach, nicht durch Haß allein, durch sünd'ge Liebe
Noch mehr hab' ich das höchste Gut beleidigt.
Das eitle Herz ward zu dem Mann gezogen,
Der treulos mich verlassen und betrogen!

MELVIL. Bereuest du die Schuld, und hat dein Herz
Vom eiteln Abgott sich zu Gott gewendet?

3690 MARIA. Es war der schwerste Kampf, den ich bestand,
Zerrissen ist das letzte ird'sche Band.

MELVIL. Welch andrer Schuld verklagt dich dein Gewissen?

MARIA. Ach, eine frühe Blutschuld, längst gebeichtet,
Sie kehrt zurück mit neuer Schreckenskraft,
Im Augenblick der letzten Rechenschaft,
Und wälzt sich schwarz mir vor des Himmels Pforten.
Den König, meinen Gatten, ließ ich morden,
Und dem Verführer schenkt' ich Herz und Hand!
Streng büßt' ichs ab mit allen Kirchenstrafen,

3700 Doch in der Seele will der Wurm nicht schlafen.

MELVIL. Verklagt das Herz dich keiner andern Sünde,
Die du noch nicht gebeichtet und gebüßt?

MARIA. Jetzt weißt du alles, was mein Herz belastet.

MELVIL. Denk an die Nähe des Allwissenden!
Der Strafen denke, die die heilige Kirche
Der mangelhaften Beichte droht! Das ist
Die Sünde zu dem ew'gen Tod, denn das
Ist wider seinen heiligen Geist gefrevelt!

MARIA. So schenke mir die ew'ge Gnade Sieg
3710 Im letzten Kampf, als ich dir wissend nichts verschwieg.

MELVIL. Wie? deinem Gott verhehlst du das Verbrechen,
Um dessentwillen dich die Menschen strafen?
Du sagst mir nichts von deinem blutgen Antheil
An Babingtons und Parrys Hochverrath?
Den zeitlichen Tod stirbst du für diese That,
Willst du auch noch den ew'gen dafür sterben?

MARIA. Ich bin bereit zur Ewigkeit zu gehn,
Noch eh sich der Minutenzeiger wendet,
Werd' ich vor meines Richters Throne stehn,
3720 Doch wiederhol' ichs, meine Beichte ist vollendet.

MELVIL. Erwäg' es wohl. Das Herz ist ein Betrüger.
Du hast vielleicht mit list'gem Doppelsinn
Das W o r t vermieden, das dich schuldig macht,
Obgleich der W i l l e das Verbrechen theilte.
Doch wisse, keine Gaukelkunst berückt
Das Flammenauge, das ins Innre blickt.

MARIA. Ich habe alle Fürsten aufgeboten,
Mich aus unwürd'gen Banden zu befreien,
Doch nie hab' ich durch Vorsatz oder That
3730 Das Leben meiner Feindin angetastet!

MELVIL. So hätten deine Schreiber falsch gezeugt?

MARIA. Wie ich gesagt, so ists. Was jene zeugten,
Das richte Gott!

MELVIL. So steigst du, überzeugt
Von deiner Unschuld, auf das Blutgerüste?

MARIA. Gott würdigt mich, durch diesen unverdienten Tod
Die frühe schwere Blutschuld abzubüßen.

MELVIL (*macht den Seegen über sie*).

So gehe hin, und sterbend büße sie!
Sink' ein ergebnes Opfer am Altare,
Blut kann versöhnen, was das Blut verbrach,
3740 Du fehltest nur aus weiblichem Gebrechen,
Dem sel'gen Geiste folgen nicht die Schwächen
Der Sterblichkeit in die Verklärung nach.
Ich aber künde dir, kraft der Gewalt,
Die mir verliehen ist, zu lösen und zu binden,
Erlassung an von allen deinen Sünden!
Wie du geglaubet, so geschehe dir!
(*Er reicht ihr die Hostie.*)
Nimm hin den Leib, er ist für dich geopfert!
(*Er ergreift den Kelch, der auf dem Tische steht, konsekriert ihn mit
stillem Gebet, dann reicht er ihr denselben. Sie zögert, ihn anzuneh-
men, und weis't ihn mit der Hand zurück.*)
Nimm hin das Blut, es ist für dich vergossen!
Nimm hin! Der Papst erzeigt dir diese Gunst!
3750 Im Tode noch sollst du das höchste Recht
Der Könige, das priesterliche üben!
(*Sie empfängt den Kelch.*)

Und wie du jetzt dich in dem ird'schen Leib
Geheimnißvoll mit deinem Gott verbunden,
So wirst du dort in seinem Freudenreich,
Wo keine Schuld mehr seyn wird, und kein Weinen,
Ein schön verklärter Engel, dich
Auf ewig mit dem Göttlichen vereinen.

*(Er setzt den Kelch nieder. Auf ein Geräusch, das gehört wird,
bedeckt er sich das Haupt, und geht an die Thüre, Maria bleibt
in stiller Andacht auf den Knien liegen.)*

MELVIL *(zurückkommend)*.

Dir bleibt ein harter Kampf noch zu bestehn.

Fühlst du dich stark genug, um jede Regung

3760 Der Bitterkeit, des Hasses zu besiegen?

MARIA. Ich fürchte keinen Rückfall. Meinen Haß

Und meine Liebe hab' ich Gott geopfert.

MELVIL. Nun so bereite dich, die Lords von Lester

Und Burleigh zu empfangen. Sie sind da.

Benutzte Ausgabe: Schillers Werke. Nationalausgabe. Neunter Band. Neue Ausgabe, Teil I: Maria Stuart. Hrsg. von Nikolas Immer, Weimar 2010, hier S. 161–167, mit den Erläuterungen auf S. 427f. – Die Szene beruht zu einem Großteil auf Schillers dichterischer Erfindung. Der historische Sir Andrew Melville war Protestant. Maria Stuart soll aber, um nicht ohne das katholische Altarsakrament sterben zu müssen, vom Papst eine geweihte Hostie übersandt bekommen und diese bei sich aufbewahrt haben.

Ulrich Bergmann

DAS ENDE

Vielleicht beginnt es auf einem Parkplatz: Ich frage meine Freundin, wer sitzt in den Autos dort hinten? Geh hin und sieh nach, sagt sie. Ich laufe in die Ecke zu den Autos und beuge mich über die Windschutzscheiben. Ich sehe darin nur den Himmel, der mich blendet, und Schatten. Da ist kein Platz für Farben. Kein Gesicht blickt mich an. Ich laufe zur Seite, gehe in die Knie und schaue zum Seitenfenster nach innen. Ich gehe von Auto zu Auto. Was sehe ich? Von Auto zu Auto. Was sehe ich? Die Sonne über mir. Dann fallen Tropfen. Sonnenregen. Ich gehe von Auto zu Auto. Was sehe ich? Was siehst du?, ruft die Freundin. Ich drehe mich um. In jedem Auto sitzt die gleiche Person, sage ich. Dann ist alles in Ordnung, sagt sie, komm, wir gehen in die Stadt. Ich kenne die Leute in den Autos nicht, sage ich. Die Wolken, sagt sie. Immer die gleiche Person, sage ich, ich kenne sie nicht. Ja, sagt sie, wenn sie dir fremd ist. In jedem Auto das gleiche Gesicht, sage ich. Kein Wunder, sagt sie, wir kennen ja kaum uns selbst.

ULRICH BERGMANN, geb. in Halle an der Saale, studierte Germanistik und Geschichte an der Universität Bonn und war als Gymnasiallehrer tätig. Er ist Mitherausgeber der Literaturzeitschrift „Dichtungsring“ und Redakteur des Internet-Kulturmagazins „Philotast“. Zahlreiche literarische Veröffentlichungen. Jüngst erschienen ist sein Roman „Doppelhimmel“ (Free Pen Verlag, Bonn 2013). Mehr unter www.ulrichbergmann.de.

Bildnachweis

Titelbild: Cornelius van Alsum (Statue des hl. Johannes Nepomuk auf der Ahrbrücke in Rech, 2014).

S. 9, 40: Cornelius van Alsum (2014 und 2009).

S. 13: Martin Schlemmer (Riesenrad im Prater, 2007).

S. 16, 24, 30: Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz (S. 16: Nationalgalerie, Ident.-Nr. A I 485, Foto: Cornelia Rüh/ Andreas Mieth; S. 24: Museum Europäischer Kulturen, Ident.-Nr. N (54 J) 72/ 2008; S. 30: Kupferstichkabinett, Ident.-Nr. Botticelli, Purgatorio 31); Lizenzbedingungen unter <http://www.creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/legalcode>.

S. 26: Nick Thompson (2009); Lizenzbedingungen unter <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/2.0/legalcode>.

Impressum

kalmenzone (ISSN 2196 – 3835) ist eine Internet-Literaturzeitschrift und erscheint dreimal jährlich. Die Hefte stehen zum kostenlosen Herunterladen als PDF auf <http://www.kalmenzone.de/wordpress/> zur Verfügung. Eine gedruckte Ausgabe erscheint nicht. Textangebote bitte ausschließlich per E-Mail an: redaktion@kalmenzone.de. Bitte beachten Sie auch die Hinweise für die Einreichung von Manuskripten auf der Internetseite der Zeitschrift.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Cornelius van Alsum, Postadresse: F. Engel, Fasanenweg 10, 53127 Bonn, Tel.: 0151 – 21 18 51 66, E-Mail: redaktion@kalmenzone.de.

Haftungshinweis: Der Herausgeber übernimmt keine Haftung für die Inhalte externer Links in dieser Zeitschrift, gleich ob sich diese in redaktionellen Beiträgen oder solchen anderer Beiträgerinnen und Beiträger befinden. Der Herausgeber distanziert sich hiermit ausdrücklich von all diesen Inhalten. Verantwortlich für die Inhalte der verlinkten Seiten sind allein die Betreiber der betreffenden Seiten.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Alle Rechte an diesen Beiträgen liegen bei den Autorinnen und Autoren; an den redaktionellen Beiträgen: beim Herausgeber; an den Abbildungen, soweit sie nicht gemeinfrei sind: bei deren Urheberinnen und Urhebern; bzw. bei sonstigen ausdrücklich genannten Rechteinhaberinnen und -inhabern.